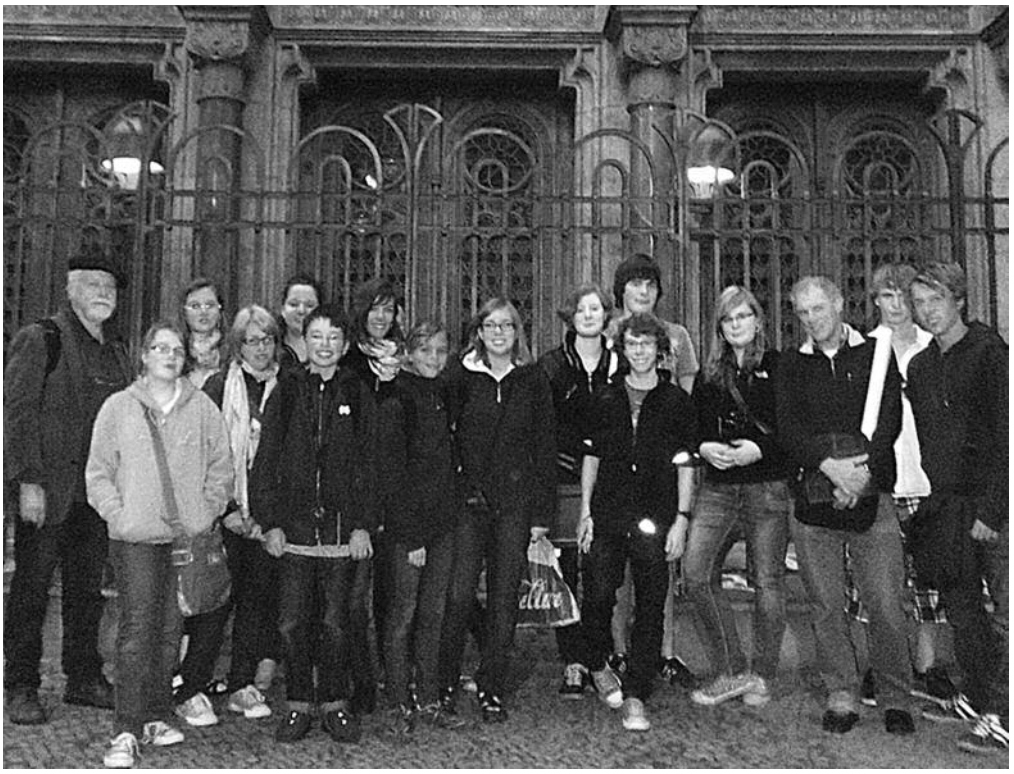
SCHALOM
ZEITSCHRIFT DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

2011 Nr. 69
November



Spurensuche in Berlin: Die Jugendgruppe des Jüdischen Museums ging im Herbst auf eine Studienreise. In Berlin erkundeten die 16 Teilnehmer/innen Erinnerungsorte und Museen, nahmen an Workshops teil und führten ein Informationsgespräch im Bundestag. Ihre Eindrücke von Denkmalen, Gedenkstätten und Begegnungen sind nachzulesen auf Seite 13.

INHALT

50 Jahre neue Synagoge Münster
Jüdisches Gemeindeleben in NRW
»Heimat und Heimatliebe« – ein Interview
André Citroën – Ausstellungsrückblick
Mokum – jüdische Spuren in Amsterdam
Lebendige Geschichte in Berlin
Spurensuche in Dorsten – die Familien Bock und Katz
Portrait Bernhard Brilling
Schlaglichter aus dem JMW
…und mehr

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

COUNTDOWN?

Wir haben an dieser Stelle bereits öfter über die Lage und die Perspektiven des Jüdischen Museums berichtet und reflektiert. Nachdem wir vor zweieinhalb Jahren verkündet haben, dass neue Konstruktionen und Unterstützungen her müssen, ist es an der Zeit für einen Zwischenbericht.

Der Trägerverein des Museums hält dessen bürgerschaftliche Trägerschaft immer noch für eine gute und zukunftsfähige Idee – in keiner anderen Konstellation hätten wir die Beweglichkeit bewahrt, die uns die letzten Jahre über gerettet hat. Gleichwohl stoßen wir mit unserer Arbeit in der gegenwärtigen Größenordnung an Grenzen – u.a. bedingt durch das Ausscheiden unserer ehrenamtlichen Geschäftsführerin im Frühjahr 2012. Es bedarf in unserem Fall, wenn wir unsere Arbeit im bisherigen Umfang fortsetzen sollen, einer kontinuierlichen und nicht lediglich projektbezogenen Förderung. Diesen Umstand tragen wir seit dem Sommer 2009 der Politik und Verwaltung in Land NRW, der Region, im Kreis Recklinghausen und der Stadt Dorsten vor und stoßen auf viel Sympathie. Das große Projekt »Heimatkunde«, gefördert von der Kulturstiftung des LWL, ist eine wichtige Brücke über die nächste schwierige Zeit hinweg.

Aber die Zeit verrinnt: Die Neusortierung der Politik nach der letzten Landtagswahl hat Einiges verlangsamt. Anfang 2011 haben wir in Gesprächen mit Landtagsabgeordneten und im Kulturministerium den Eindruck gewonnen, dass unsere bescheidenen Forderungen akzeptiert werden – erste Lösungsansätze wurden noch für dieses Jahr zugesagt. Wenn Sie dieses Heft in Händen halten, bleiben nur noch wenige Wochen bis zum Ablauf dieser Frist.

Alle Problem-Nachrichten, die wir verbreiten (müssen), pflegen wir mit einem Schuss Optimismus erträglicher zu machen. Diese Zuversicht ist uns noch nicht vergangen. Doch ebenso klar muss festgehalten werden: Liegen bis zum April 2012 solche Förderzusagen für eine langfristige Handlungsfähigkeit nicht vor, wird sich das Angebot des Jüdischen Museums sichtbar reduzieren – zum Schaden für Kultur, Pädagogik und bürgerschaftliche Motivation.

▪ *Norbert Reichling*

NACHRICHTEN

ALTE SYNAGOGE WUPPERTAL: Die Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal, eröffnet 1994, musste bislang ohne eine Dauerausstellung auskommen. Das hat sich im Frühjahr 2011 geändert: Die Geschichte der Juden im Bergischen Land wird nun auf eine zeitgemäße und unkonventionelle Weise präsentiert – beginnend bei der Aufklärung bis zur Gegenwart. Die neue Ausstellung »Toras und Textilien« versucht viele Fenster zu öffnen: zu interreligiösen Dialogen etwa, zur Migrationsgeschichte und zu der Vielfalt jüdischer Selbstverständnisse heute.

GEDENKSTÄTTE DÜSSELDORF: Die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf – einer der frühesten Gedenkorte in NRW – ist zur Zeit wegen Umbaus geschlossen. Während der äußeren Umgestaltung erarbeitet das Team eine neue Dauerausstellung, die als Schwerpunkt das Leben von Kindern und Jugendlichen während des Nationalsozialismus haben wird. – Als Nachfolger der Ende 2010 ausgeschiedenen Leiterin Angela Genger wurde im Sommer 2011 der Historiker Dr. Bastian Fleermann bestellt.

NEUE LEITUNG IN ESSEN: Die Alte Synagoge Essen, im Kulturhauptstadtjahr 2010 neu eröffnet als Haus der jüdischen Kultur, hat eine neue Leitung: Der 54jährige Historiker und Judaist Uri Kaufmann trat im September 2011 sein Amt als neuer Leiter an. Kaufmann war in vielen Institutionen und Projekten tätig – u.a. an der Hochschule für jüdische Studien Heidelberg und im Jüdischen Museum Berlin.

50 Jahre neue Synagoge Münster

Jubiläum der Münsteraner Gemeinde

Eine jüdische Gemeinde wird in der Chronik der Stadt Münster bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnt, ihr erstes Wohnviertel hinter dem Rathaus war damals kein Ghetto, sondern sogar eine bevorzugte Wohnlage. Doch nach der Pestkatastrophe in 14. Jahrhundert wurden auch hier die jüdischen Stadtbewohner vertrieben, und von da an durften Juden nur noch vereinzelt zu den Marktzeiten und zur Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten in Münster leben.

Erst mit der allmählichen Gleichstellung im 19. Jahrhundert kehrte jüdisches Leben in die Stadt zurück. 1870 hatte die Gemeinde wieder fast 400 Mitglieder und konnte 1880 auf einem zentral und landschaftlich schön gelegenen Grundstück zwischen Promenade und der Klosterstraße eine neue Synagoge errichten, deren fünfzigjähriges Jubiläum 1930 mit 650 Mitgliedern noch gefeiert konnte. 1938 wurde auch diese Synagoge zerstört, in den frühen Morgenstunden des 10. November brannte sie vollständig aus. Die Beseitigung der Trümmer musste die jüdische Gemeinde tragen, sie wurde gezwungen, die Abbruchkosten zu übernehmen und das Grundstück an die Stadt zu verkaufen. Es blieb vorerst unbebaut, denn Stadt und Geschäftsleute konnten sich nicht über die weitere Nutzung verständigen.

Die Münsteraner Juden hatten nur noch den Betraum im Gebäude der Marks-Haindorf-Stiftung, die so zu ihrer letzten Zuflucht wurde. Im Dezember 1941, Januar, März und Juli 1942 wurden die verbliebenen jüdischen Einwohner deportiert.

Einige wenige von ihnen kehrten nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager zunächst nach Warendorf zurück und bis 1947 blieb die dortige Synagoge gemeinsamer Betsaal. Erst 1949 konnte die zerstörte Marks-Haindorf Stiftung wieder aufgebaut werden, die der Gemeinde fortan als Bet-, Schul- und Versammlungsort diente. In den folgenden 10 Jahren entwickelte sich mit nun 130 Gemeindemitglieder neues jüdisches Leben in Münster, es fanden regelmäßig Gottesdienste, Religionsunterricht, Gemeindefeiern und ein reges Vereinswesen statt. Auf dem seit 1938 verwaisten Gelände an der Klosterstraße wurde schließlich eine neue Synagoge mit Gemeindezentrum errichtet.

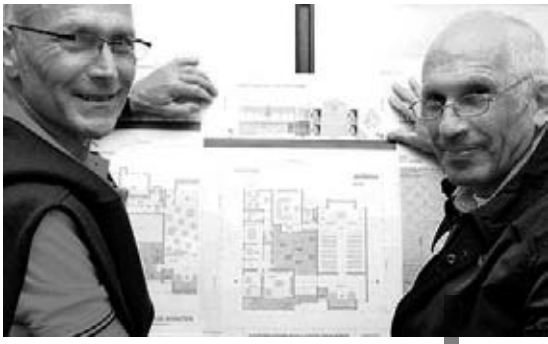
Die feierliche Einweihung fand am 12. März 1961 statt, in diesem Jahr hätte man also das fünfzigjährige Jubiläum begehen können. Dass die Jubiläumsfeier verschoben wurde, hat einen simplen Grund: Der Gemeinde fehlt es an geeigneten Räumlichkeiten.

Durch die Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion in den vergangenen 15 Jahren zählt sie inzwischen wieder 800 Mitglieder, von denen viele zu jedem Schabbat und zu allen Festtagen in der Synagoge zusammenkommen. Kinder und Jugendliche werden durch einen hauptamtlichen Lehrer und Kantor aus Israel in jüdischer Religion, Tradition und jüdischer Geschichte unterrichtet und es gibt wieder ein reges Gemeindeleben mit Jugendzentrum, Seniorenclub, Frauenverein und Chor.

Der von dem Kölner Architekten Helmut Goldschmidt entworfene Gebäudekomplex aus dem Jahre 1961 war aber für gerade mal 130 Gemeindemitglieder geplant und platzt deshalb aus allen Nähten.

So gibt es schon seit Längerem Ausbaupläne, für die jedoch zunächst eine Finanzierung eingeworben werden musste. In diesem Herbst können die Bauarbeiten endlich beginnen, und der Gebäudekomplex im Stil der 60er Jahre wird danach nicht nur komplett behinderten- und seniorengerecht, sondern auch um einen von dem hiesigen Architekten Nathan

Schächter entworfenen Flügel aufgestockt sein. Im neuen Mehrzweckraum werden dann rund 300 Menschen am Gemeindeleben teilnehmen können. Nach Abschluss der Bauarbeiten plant die Gemeinde ein großes Fest und möchte damit auch die Jubiläumsfeier nachholen. Zu diesem besonderen Anlass wird seit einiger Zeit an einem Jubiläumsbuch gearbeitet, das die Geschichte der Gemeinde von 1950 bis heute in persönlichen Erinnerungen und privaten Fotos lebendig werden lässt.



Der Bauherr und der Architekt: Sharon Fehr und Nathan Schächter

▪ *Iris Nölle-Hornkamp*

Jüdisches Gemeindeleben in Nordrhein-Westfalen – zwei Streiflichter

Jüdisches Leben hat eine lange Tradition in Deutschland

Das liberale Judentum war ab der Mitte des 19. Jh. die vorwiegende Ausrichtung der gläubigen Juden in Deutschland. Ein G`tt, der sich fortwährend offenbart, ist eine theologische Grundüberzeugung des liberalen Judentums. Darüber hinaus sind Synagogen mit Orgeln und G`ttesdienste mit Gebeten in der Landessprache einzelne wichtige Kennzeichen der liberalen Gemeinden. Entstanden aus den Reformbewegungen durch die jüdische Aufklärung waren Vertreter des liberalen Judentums bestrebt, sich in die Gesellschaft einzugliedern.

Nach der Schoa war die Zahl der in Deutschland lebenden Juden so gering, dass selbst durch das Gemeindekonzept der Einheitsgemeinde die einzelnen Ortsgemeinden nur wenige Mitglieder zählten. Das Leben in Deutschland wurde immer mit einer respektvollen Distanz zur deutschen Gesellschaft geführt, und die wenigen, die sich für das Bleiben entschieden hatten, beobachteten die politischen Veränderungen in dem Land sehr aufmerksam. Den Einheitsgemeinden wurde nach der Schoa offiziell die orthodoxe Ausrichtung gegeben. Das bedeutet, dass der Kultus in den Gemeinden nach den strenggläubigen Richtlinien abgehalten wurde – in den Synagogen-g`ttesdiensten werden keine Instrumente gespielt, für die Toralesung werden nur Männer und Jungen nach der Bar Mizwa in Betracht gezogen, alle Gebete werden in der heiligen Sprache, Hebräisch, gehalten.

Das orthodoxe Judentum knüpft an die traditionelle Lebensweise und Glaubensüberzeugung an, die bis zur Mitte des 19.Jahrhunderts und bis zur Ausbildung des liberalen Judentums im Gebiet des späteren Deutschlands vorherrschend war. Diese Glaubensrichtung ist durch eine strenge Beachtung der Gebote und des Religionsgesetzes gekennzeichnet. Nach orthodoxer Überzeugung hat sich G`tt nur ein einziges Mal offenbart – dabei gab er Mose am Sinai die schriftliche Tora und gleichzeitig alle Auslegungen und Kommentare zur Tora, um dem Menschen seinen Willen darzulegen.

Beide Ausrichtungen weisen somit eine lange Geschichte in der deutschen Gesellschaft auf. Wie sich das jüdische Leben heute in Westfalen konstituiert, zeigen zwei Streiflichter. Von dem Gemeindeleben in einer Einheitsgemeinde berichtete mir Kantor Efraim Yehoud-Desel und Rabbiner Moshe Navon erzählte mir von dem Entwicklungsprozess liberaler Gemeinden in Westfalen.

Das Gemeindeleben in Einheitsgemeinden

Efraim Yehoud-Desel ist Kantor und Religionslehrer an der Kultusgemeinde in Münster, sowie Wanderlehrer für weitere Gemeinden und Dozent an der PTH Münster. In Kürze wird er seine Smicha bekommen.

Das Konzept der Einheitsgemeinde ist seinen Erläuterungen zufolge ein Versuch, die Anhänger der jüdischen Strömungen in einer Gemeinde zusammenzuführen. Der G`ttesdienst wird in der Einheitsgemeinde nach orthodoxem Ritus gehalten, es wird der orthodoxe Siddur (Gebetsbuch) verwendet und die Synagogen sind nach den orthodoxen Maßstäben eingerichtet.

Erforderlich ist dies, damit orthodox-gläubige Juden am G`ttesdienst teilnehmen können. Dennoch bedeutet es nicht, dass die gesamte Gemeinde orthodoxgläubig ist. Es gibt Einheitsgemeinden, die sich als orthodox bezeichnen, in denen jedoch nur ein kleiner Teil orthodox ist.

Als die jüdischen Gemeinden in Deutschland neu gegründet wurden, gab es sozusagen zwei Pole – die Orthodoxen auf der einen und die Liberalen auf der anderen Seite. Der Zentralrat der Juden hat daraufhin versucht, die beiden Pole in der Mitte zusammenzubringen, was Efraim Yehoud-Desels Meinung zufolge eine gute Entscheidung war. Die Strömungen spalten das Volk. Es gibt beispielsweise Anhänger einer Strömung, die sich nicht vorstellen können, dass sich ihre Kinder mit einem Partner aus einer anderen Strömung verheiraten.

Dabei betont Efraim Yehoud-Desel den biblischen Vers »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«. Er drückt die wichtigste Haltung aus, denn ohne Toleranz ist das religiöse Leben in einer Einheitsgemeinde nicht möglich.

Zu den G'ttesdiensten, die in Münster wöchentlich am Schabbat gefeiert werden, finden sich nicht so viele ein. Bei Schabbatg`ttesdiensten hofft Efraim Yehoud-Desel, dass mehr Mitglieder kommen, um den G`ttesdienst mitzugestalten. Um eine bessere Teilnahme der Gemeinde zu erreichen, gibt es viele Überlegungen in der Münsteraner Gemeinde, die circa 750 Gemeindemitglieder zählt – es wird nach Wegen gesucht, um die Menschen zu erreichen. Eine besondere Freude bietet jedoch das große Interesse an Festen. Da viele Gemeindemitglieder aus den ehemaligen Sowjet-Staaten stammen, wo ihnen das Ausleben religiöser Traditionen verboten wurde, sind die Traditionen der religiösen Feste manchen heute in Deutschland lebenden Juden nicht richtig vertraut. Sehr häufig geschieht es, dass die Kinder, die

den jüdischen Religionsunterricht besuchen und einige Male einen Kinderg`ttesdienst gestalten, ihren Eltern die Traditionen nahebringen – die Eltern lernen von den Kindern. Aus diesem Grund finden in fast allen Gemeinden Deutschlands Pessachfeiern im Rahmen der Gemeinde statt, obwohl dieses Fest eigentlich im Rahmen der Familie gefeiert wird.

Der Anfang der Entwicklung liberaler Gemeinden in Westfalen

Rabbiner Moshe Navon lebt mit seiner Familie seit drei Jahren in Deutschland. Nachdem der Rabbiner ein Jahr lang in der Einheitsgemeinde in Bochum gearbeitet hat, betreut er nun liberale Gemeinden. Diese Betreuung basiert auf dem SchatzMatz-Programm, das die Allgemeine Rabbinerkonferenz eingerichtet hat, um den Gemeinden, die sich aus finanziellen Gründen nicht leisten können, einen Rabbiner fest anzustellen, zumindest eine teilweise Betreuung durch Rabbiner, Kantoren und Vorbetern zu ermöglichen. Im Rahmen dieses Programms kann der Rabbiner aus Bochum diese Gemeinden ein- bis zweimal im Monat besuchen, mit den Gemeindemitgliedern G`ttesdienste feiern und Beratungstermine anbieten. Eine richtige Begleitung der Gemeinde und eine kontinuierliche Betreuung sind durch dieses Programm leider nicht möglich.

Dabei weist Rabbiner Navon darauf hin, dass nicht das Sichtbare, und hiermit meint er den G`ttesdienst, die eigentliche Aufgabe eines Rabbiners ist, sondern bedeutsam ist vor allem der Kontakt zu jedem einzelnen – nur so kann der Rabbiner seinen Aufgaben gerecht werden, der in der Gemeinde zugleich die Rolle des Lehrers, Richters, Helfers und Beraters einnimmt.

Die liberalen G`ttesdienste bieten eine Chance, auch junge Menschen zu erreichen. Sie werden in Russisch, Deutsch und Hebräisch gehalten und es kann eine Gitarre eingesetzt werden, um alle G`ttesdienstteilnehmer zum Mitsingen zu motivieren. Rabbiner Navon verweist auf das Problem, dass bei hebräischen Gebete nur wenige die Inhalte verstehen – durch die Gebete in der Landessprache soll den Menschen das Gefühl gegeben werden: »ich bin wichtig, besonders hier im G`ttesdienst«. In liberalen G`ttesdiensten sieht Rabbiner Navon die Möglichkeit gegeben, dem eigenen Glauben und der eigenen Persönlichkeit Ausdruck zu verleihen.

Die Entwicklung zu einem liberalen Gemeindeleben in Westfalen ist ein langsamer Prozess, betont Rabbiner Moshe Navon, der mehrere Generationen in Anspruch nimmt. In diesem Prozess steht das liberale Judentum in Deutschland vor drei Herausforderungen: zunächst ist es entscheidend, für den Weg Partner aus der deutschen Gesellschaft zu finden. Umgekehrt ist es auch wichtig, dass bei liberalen Gemeinden in Deutschland ein dezidiertes Verständnis von der deutschen Gesellschaft vorhanden ist, so dass beispielsweise zusammen mit christlichen Gemeinschaften gelernt, Gedanken geteilt und Gebete halten werden können. Und als drittes ist die Zusammenarbeit mit der muslimischen Bevölkerung eine wichtige Herausforderung, die zum Aufbau des liberalen Judentums in der deutschen Gesellschaft beiträgt.

Dabei ist immer vor Augen zu halten, dass die Entwicklung des liberal-jüdischen Lebens in der deutschen Gesellschaft ein langwährender Weg ist, zu dem jede Generation kleine Schritte gehen kann.

▪ *Sophie Ihne*

IMPRESSUM

Herausgeber:	Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
Redaktion:	Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Johanna Eichmann, Anke Klapsing-Reich, Stefanie Klever, Ewald Setzer, Prof. Dr. Werner Springer
Anschrift:	Schalom, Jüdisches Museum, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
Email:	info@jmw-dorsten.de
Erscheinungsweise:	Zweimal jährlich im Eigenverlag
Layout:	Leoni Buscher, Recklinghausen
Satz:	Pascal Dietrich, Aachen
Förderer:	Die Herausgabe von Schalom wird gefördert durch die Kreisverwaltung Recklinghausen (Druck)
Vertrieb:	Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 EUR pro Jahr beziehen.

Von Heimat und Heimatliebe

Interview mit Dr. Iris Nölle-Hornkamp

»Heimatkunde. Juden – Nachbarn – Westfalen« – unter diesem Arbeitstitel wächst im Jüdischen Museum Westfalen in den kommenden drei Jahren ein von der LWL-Kulturstiftung großzügig gefördertes Ausstellungsprojekt heran, das in doppelter Hinsicht von Bedeutung ist: Zum einen verschafft es dem Museum im Kampf um die finanzielle Absicherung zeitlich etwas Luft. Zum anderen beleuchtet es einen spannenden Aspekt jüdischer Regionalgeschichte.

Anke Klapsing-Reich sprach mit der Wissenschaftlerin Dr. Iris Nölle-Hornkamp aus dem Projektteam.

Was reizt Sie an diesem Projekt, Frau Nölle-Hornkamp?

Alles. Die Vorstellungen über den Heimatbegriff der Juden sind sehr diffus. Das Projekt eröffnet die Möglichkeit, in dem beschränkten Raum Westfalen an konkreten Personen nachzuweisen, was ihnen Heimat bedeutet. Außerdem baut es auf meinem vorherigen Projekt an der Universität Paderborn »Jüdische Schriftsteller und Schriftstellerinen in Westfalene« auf. Daraus haben sich für mich viele persönliche Kontakte mit Menschen ergeben, die sich mit ihrer verlorenen Heimat beschäftigen. Ihre Geschichte in einer Ausstellungdurch Exponate dinglich erfahrbar zu machen, ist eine reizvolle Aufgabe.

Heimat ist in der von Verfolgung und Vertreibung geprägten jüdischen Geschichte ein erklärungsbedürftiger Begriff. Wie definieren Sie ihn?

Was Heimat bedeutet, lässt sich für jüdische Westfalen ebenso wenig eindeutig festhalten, wie für alle übrigen auch. Vielleicht kann man es so sagen: In der Zeit der ersten Ansiedlung war Heimat das Recht, sich an einem Ort anzusiedeln. Später wurde es die patriotische Vaterlandsliebe, die Bindung an die vertraute Umgebung des eigenen Zuhauses. Nach dem Bruch durch die Schoa dann die verlorene Heimat, die trotz aller Brüche in der Erinnerung bewahrt wird. Sehnsucht nach der Heimat der Kindheit, Heimweh, Trauer um den Verlust können schon durch kleine Ereignisse, Gerüche, Geräusche, Begegnungen wieder aufleben.

Für viele Emigranten gilt sicher die Bemerkung von Karla Raveh, die heute in Israel lebt, aber ihrer Heimatstadt Lemgo immer noch verbunden ist: »Man kann zwei Vaterländer haben, aber nur eine Heimat.«

Welchen Raum und Zeitraum nehmen Sie bei Ihrer Untersuchung in den Blick?

Der Schwerpunkt liegt auf dem 19. und 20. Jahrhundert. Das Gebiet umfasst den gesamten Raum Westfalen. Inhaltlich spannt sich der Bogen von den Stationen und Bedingungen der Sesshaftwerdung und des Erwerbs der Bürgerrechte über die Phase der Assimilation und angestrebten Integration die teilweise patriotische Formen annahm, bis zum Verlust der Heimat. Als vorläu-

»Heimat ist, reduziert auf den positiv-psychologischen Begriff, Sicherheit. Es gibt keine ‚neue Heimat'. Die Heimat ist das Kindheits- und Jugendland. Wer sie verloren hat, bleibt ein Verlorener, und habe er es auch gelernt, in der Fremde nicht mehr wie betrunken umher zu taumeln.« – Jean Amery

»Täglich – auch heute noch – gehe ich in meiner Kindheit spazieren, erinnere ich mich an Straßenbilder, an Spiele mit den Nachbarkindern, mit den Geschwistern, und wenn es irgendwo wie zu Hause riecht, dann brauche ich nicht einmal die Augen zu schließen, um dort zu sein.« – Imo Moszkowicz

fige Themenbereiche haben wir Heimatrecht, Heimatliebe, Heimatvertrieben, Heimweh und Mehrere Heimaten festgelegt.

Das Projekt ist sehr rechercheintensiv. Wie gehen Sie strategisch vor, um nicht ins Uferlose abzugleiten?

Als erstes muss ein Grundgerüst geschaffen werden. Literatur muss gesichtet, Ansprechpartner müssen gefunden werden. In dieser Recherchephase stecken wir – das sind Elisabeth Cosanne-Schulte Huxel, Norbert Reichling und Thomas Ridder – zurzeit tief drin. Parallel dazu haben wir damit begonnen, nach authentischen Exponaten zu suchen – das ist das Schwierigste.

Haben Sie schon Spannendes gefunden?

Wir haben schon einen vielversprechenden Anfang gemacht. Ein ganz besonderes Exponat ist sicherlich die patriotische Postkartensammlung von Grete Weinberg. Das jüdische Mächen hat während der Zeit des Ersten Weltkrieges über 150 Exemplare gesammelt. Als die Familie nach Auschwitz deportiert wurde, hat eine Nachbarin den wohl behüteten Schatz aufbewahrt. Umfangreiches Bildmaterial, das Juden in Schützen-, Sport- und Gesangsvereinen, in der Freiwilligen Feuerwehr und anderen Organisatione zeigt, gibt es reichlich. Wir suchen aber nach Gegenständen mit jüdischem Bezug, wie zum Beispiel dem Schützenorden mit eingraviertem Namen. Das wird der Schwerpunkt im kommenden Projektjahr sein.

Wie und wann werden die Ergebnisse des Projektes präsentiert?

Im Frühjahr 2014 ist die Eröffnung der Ausstellung im Jüdischen Museum geplant. Sie ist multimedial angelegt und wird mit einer Publikation begleitet.

Bis dahin haben Sie ja noch jede Menge zu tun.

Das stimmt. Aber die Arbeit macht mir sehr viel Spaß. Es ist genau der Bereich, der mich schon immer besonders interessiert hat. Ich kann einiges aus meiner vorherigen Arbeit einbringen, lerne aber noch viel hinzu. Außerdem fühle ich mich im Jüdischen Museum sehr wohl: Die Atmosphäre stimmt, die Menschen sind sympathisch. Ich bin sehr beeindruckt, wie sich dieses Haus durch großes ehrenamtliches Engagement entwickelt hat.

Zur Person:

Die Literaturwissenschaftlerin Dr. Iris Nölle-Hornkamp, 1956 in Soest/Westf. geboren, ist in dem Forschungsfeld sehr erfahren. 1988 bis 2002 gab sie mit Walter Gödden im Auftrag des LWL das »Westfälische Autorenlexikon 1750-1950« heraus. Sie hat u.a. viele Jahre über jüdische Literatur in Westfalen geforscht und verantwortet die Internetdatenbank www.juedischeliteraturwestfalen.de.

Im Projektteam bereitet sie nun das Ausstellungsprojekt »Heimatkunde. Juden – Nachbarn- Westfalen« des Jüdischen Museums in Dorsten vor. Dr. Iris Nölle-Hornkamp lebt in Nordwalde.

»Man kann zwei Vaterländer haben. Aber für das Wort ‚Heimat' gibt es im Deutschen keinen Plural.« – Karla Raveh

Reise in die eigene Geschichte

Familie Katz aus Washington auf Spurensuche in Lembeck

Drei Tage lang war Jeffrey Katz im Juli 2011 mit Ehefrau Mollie und den gemeinsamen Kindern Emily und Ben aus Washington in Dorsten-Lembeck zu Besuch. Elisabeth Schulte-Huxel hatte die Nachfahren der jüdischen Familie Lebenstein mehrfach in Amerika besucht und den inzwischen fast erwachsenen Kindern ein selbst geschriebenes Buch mit der Familiengeschichte geschenkt. Ihre Ur-Ur-Großmutter Sophie Lebenstein hatte acht Kinder und wohnte neben dem heutigen Geschäft Bügers auf der Wulfener Straße.

Stolpersteine

Wo einmal das Haus stand, befinden sich heute nur noch drei »Stolpersteine«. Sie erinnern an Sophie und ihre Töchter Selma und Bertha, die im Januar 1942 in ein Sammellager nach Gelsenkirchen gebracht wurden. Sophie wurde auf Bemühen ihres Schwiegersohns wieder freigelassen, weil sie zum Arbeitseinsatz nicht mehr zu »gebrauchen« war. Sie starb aber wenig später in Raesfeld.

Die beiden Töchter wurden in das Ghetto von Riga deportiert und starben zwei Jahre später im KZ Stutthof. Von allen Geschwistern und Kindern haben nur fünf den Holocaust überlebt – sie konnten wie Jeffreys Vater Rudy noch rechtzeitig auswandern.

Rudy Katz erzählte seinem Sohn viel über die Zeit bei Oma Sophie und hatte viele Freunde in Lembeck. Diesen Ort einer anfangs unbeschwerten Kindheit wollte Jeffrey Katz nun seinen Kindern zeigen.

Zum Treffen an den Stolpersteinen fand sich auch Sophies damaliger Nachbar Joseph Langenhorst ein, der damals erst sieben Jahre alt war. Er brachte ein altes Foto von einem Schützenfest mit, worauf Sophie und ihr Haus zu sehen sind. Außerdem konnte er noch sehr genau beschreiben, wie es im Haus aussah, denn er war häufig bei Oma Katz. Langenhorst erinnerte sich auch noch an den 24. Januar 1942. Ihm wurde gesagt: »Die fahren ins Niemandsland.«

Jeffrey Katz ist dankbar für solche Initiativen wie die »Stolpersteine« oder die Benennung von Straßen nach verschwundenen jüdischen Mitbürgern wie beim »Lebenstein-Ring« im Lembecker Neubaugebiet. Es ist ihm auch wichtig, dass seine Kinder sich mit der Geschichte auseinandersetzen. Großvater Rudy starb, bevor sie alt genug dafür waren. Aber der Vater hat seine Geschichte weiter erzählt. Als er Freunden von der geplanten Reise berichtete, reagierten die mit Unverständnis. Aber Jeffrey denkt: »Wenn wir nicht wiederkommen, dann haben die Nazis gewonnen.«

▪ *Anke Klapsing-Reich*

B Neue Bücher

Astrid Rosenfeld: Adams Erbe. Roman, Zürich (Diogenes) 2011, 19.90 €

Michael Berger: Eisernes Kreuz, Doppeladler, Davidstern. Juden in deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen. Der Militärdienst jüdischer Soldaten durch zwei Jahrhunderte, Berlin (Trafo) 2010, 49.80 €

Rutka Laskier: Rutkas Tagebuch, Berlin (Aufbau) 2011, 12.95 €

Ron Leshem: Der geheime Basar. Roman, Reinbek (Rowohlt) 2011, 22.95 €

Klaus Modick: Sunset. Roman, Frankfurt/M. (Eichborn-Verlag) 2011, 18.95 €

Charles Lewinsky: Gerron. Roman, Zürich (Nagel und Kimche) 2011, 24.90 €

Andrzej Bart: Die Fliegenfängerfabrik. Roman, Frankfurt/M. (Schöffling und Co.) 2011, 19.95 €

Elke-Vera Kotowski: Aufbau – Sprachrohr. Heimat. Mythos. Geschichte(n) einer deutsch-jüdischen Zeitung aus New York 1934 bis heute, Berlin (Hentrich & Hentrich) 2011, 9.90 €

Arno Lustiger: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in €opa während der NS-Zeit, Göttingen (Wallstein) 2011, 29.90 €

Bettina Stangneth: Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders, Zürich (Arche) 2011, 39.90 €

Joseph Girshovich: Reise nach Jerusalem. Ohne Geld von Berlin in den Orient, Köln (DuMont) 2011, 19.99 €

»Es ist sehr schön hier«

Marcelo Bock spürt in Dorsten seiner jüdischen Familiengeschichte nach

Die Turmuhr der St. Agatha-Kirche schlägt Neun, als Marcelo Bock seinen Blick über die in Abendsonne getauchte Kulisse des Marktplatzes schweifen lässt. »Es ist sehr schön hier«, sagt der Brasilianer. Er betritt zum ersten Mal den Boden, an dem seine jüdische Mutter in ihrer Kindheit und Jugend gelebt, gelacht und gelitten hat.

»Dorsten musst Du Dir unbedingt ansehen«, hatte seine Schwester Claudia geraten, als sie von den Reiseplänen erfuhr, die Marcelo und seine Ehefrau Silvia im Mai/Juni 2011 nach Europa führen sollten. So ließ sich das Ehepaar aus Sao Paulo direkt nach der Landung in Frankfurt, in die Lippestadt fahren, um in den Teil der Familienvergangenheit einzutauchen, den seine inzwischen verstorbene Mutter Grete ihren Kindern so lange verschwiegen hatte.

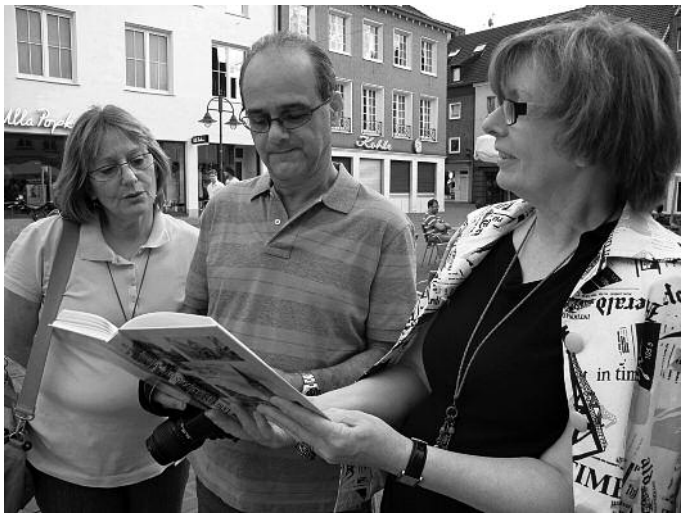
Modegeschäft am Markt

»Sie wollte nie über dieses Kapitel reden«, sagt Marcelo Bock, der seine guten Deutschkenntnisse seiner 1920 in Dorsten geborenen Mutter zu verdanken hat. Nach und nach erfuhr er dennoch die Geschichte seiner jüdischen Großeltern Ernst und Louise Joseph, die 1911 nach Dorsten kamen und in der Innenstadt – erst an der Essener Straße, dann am Marktplatz – ein Modegeschäft betrieben. Mit den Kindern Heinz und Grete lebten sie gut und zufrieden, bis der nationalsozialistische Rassenwahn das Glück zerstörte. Bestürzt, gekränkt und verängstigt beschlossen die Josephs nach dem Boykott jüdischer Geschäfte (1. April 1933), ihr Vaterland Richtung Niederlande zu verlassen.

Nach dem Einmarsch der deutschen Armee in die Niederlande holte sie der braune Terror wieder ein: Mit Ausnahme des Sohnes Heinz, der 1938 nach Brasilien ausgewandert war, wurde das Ehepaar mit Tochter Grete ins Lager Westerbork gebracht und von dort nach Auschwitz deportiert, wo die Eltern 1942 ermordet wurden. Grete Joseph überlebte KZ und anschließenden Todesmarsch und wanderte nach der Befreiung ebenfalls nach Brasilien aus. Dort heiratete sie ihren aus Berlin stammenden Mann und bekam zwei Kinder – Marcelo und Claudia. »Meine Schwester war 2006 in Dorsten, als die Stolpersteine für meine Großeltern am Marktplatz verlegt wurden«, erzählt Marcelo Bock. Tief beeindruckt sei sie nach Brasilien zurückgekehrt und habe begonnen, sich der Erforschung der Familiengeschichte zu widmen. Bei seinem Buch kniete Marcelo Bock an den beiden Stolpersteinen am Markt, die seinen ermordeten Großeltern gewidmet sind. »Der Besuch in Dorsten bedeutet mir sehr viel.« Der 61-Jährige ist froh, dass er sich nun ein Bild von dem Ort machen kann, an dem seine Mutter eine »herrliche Kindheit« verbrachte, wie sie selbst später schrieb.

Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel vom Vorstand des Jüdischen Museums führte das Ehepaar zu authentischen Plätzen, schenkte den beiden alte Fotografien und eine Kopie der Geburtsurkunde von Grete Joseph. Dankbar steckten die Brasilianer die Erinnerungen ein. Nur eine Nacht in Dorsten. Dann führt sie ihre Reise weiter nach Amsterdam, Berlin und Wien.

▪ *Anke Klapsing-Reich*



Aus den jüdischen Gemeinden

Duisburg: Die Regionalpresse berichtete im Frühsommer über einen geplanten Umzug des Gemeindezentrums Duisburg – Mülheim – Oberhausen. Tatsächlich ist eine Aufgabe des erst 1999 bezogenen Gebäudes bislang nicht beschlossen; die Kosten einer dringend notwendigen Sanierung werden derzeit ermittelt. Die Meinungen über den Erhalt des viel gelobten avantgardistischen Baus von Zvi Hecker am Duisburger Innenhafen scheinen auch in der Gemeinde auseinander zu gehen.

Die Duisburger Gemeinde hat im August 2011 im Stadtteil Duisburg-Neumühl ein kleines Zweigbüro eröffnet, um besser für ihre Mitglieder erreichbar zu sein, Sprachkursen Raum zu geben, eine kleine Bibliothek anzubieten. Außerdem plant sie die Erweiterung ihres 2010 eröffneten Kindergartens um eine weitere Gruppe.

Im September beging die Duisburger Gemeinde das 10jährige Jubiläum des Tunr- und Sportvereins Maccabi Duisburg – Mülheim – Oberhausen mit einem Fest im Gemeindezentrum

Münster: »Nach Sukkot kommen die Handwerker«. Das Zentrum der Jüdischen Gemeinde Münster wird ausgebaut – soeben begann die Erweiterung des jüdischen Gemeindezentrums in der Münsteraner Klosterstraße. Nach sechs bis acht Monaten Bauzeit soll es dann mehr Raum für Kultur, Soziales – kurz für das jüdische Leben der Gemeinde geben. Und der 50 Jahre alte Gebäudekomplex wird dann erstmals komplett behinderten- und seniorengerecht sein. Bis zu 300 Gäste wird ein neuer Mehrzweckraum fassen. Im Souterrain entsteht ein Küchentrakt. »Für ein selbstbestimmtes Gemeindeleben ist die Küche von zentraler Bedeutung«, meinte der Gemeindevorsitzende Sharon Fehr. »Im Übrigen ist es Teil jüdischer Gastfreundschaft, Gäste angemessen bewirten zu können«, sagt er.

Die Gemeinde wird insgesamt etwa eine Million EUR investieren – z.T. vom Landesverband Westfalen und aus Stiftungsmitteln aufgebracht. Für die gewachsene Gemeinde mit heute über 750 Mitgliedern waren die Räumlichkeiten aus dem Jahr 1951 schon lange zu eng geworden. Wenn die Bauarbeiten im Frühling abgeschlossen sind, wird die Gemeinde ein großes Fest feiern. (siehe ausführlichen Bericht vorne)

Bochum: Ein neuer jüdischer Friedhof wird in Bochum eingerichtet. Mit einem Feld des städtischen Hauptfriedhofs on der Größe von 15.000 qm, reagieren Stadt und jüdische Gemeinde auf den Bedarf an Grabplätzen. Spätestens in 3 bis 4 Jahren wird nämlich der bisherige jüdische Friedhof an der Wasserstraße nicht mehr belegt werden können. Wie mit der Anfrage der jüdischen Reformgemeinde Bochum,. ebenfalls eine Fläche zu erhalten, umgegangen wird, ist noch nicht emntschieden.

Düsseldorf: Der weithin angesehene orthodoxe Rabbiner der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, Julien Chaim Soussan, hat Düsseldorf im Sommer 2011 nach 8 Jahren den Rücken gekehrt. Genaue Gründe wurden nicht mitgeteilt – ein Zusammenhang mit Konflikten in der Gemeinde kann vermutet werden.

Dortmund: »Wer, wie, was? Wieso, weshalb, warum? Wer nicht fragt, bleibt dumm!« Seit Anfang März organisiert das Gemeinde-Jugendzentrum Emuna ein Bildungsprogramm für Kinder von 5 bis 11 Jahren, die EMUNA KinderUni. Jeden Tag lernen die Kinder etwas Neues und die Eltern bekommen ständig neue Fragen gestellt: »Wie kommt das Licht in die Glühbirne?« oder »Woher kommt der Regen?« sind dabei noch die einfachsten Beispiele. Die Emuna-KinderUni beantwortet solche Fragen! Jeden Sonntag beschäftigen wir uns mit einer anderen Frage und entdecken jedes Mal etwas Neues. Der Unterricht findet in den Räumen des Jugendzentrums statt, aber auch außerhalb, in Form von lehrreichen Ausflügen. Im März und April dieses Jahres waren die Kinder im Planetarium in Bochum, in der Dinosaurier-Ausstellung im Naturkundemuseum, sie haben Brot gebacken und die Arbeit bei der Post kennengelernt und an vielen weiteren spannenden Projekten teilgenommen.

Ein wunderbares Purim-Geschenk hat die ältere Gruppe des Jugendzentrums »Emuna« den Senioren unserer Gemeinde gemacht: die Jugendlichen haben Obstkörbe zusammengestellt, verpackt und einigen der älteren Gemeindemitglieder überreicht. Dies ist eine schöne jüdische Tradition: sich an Purim sozial zu engagieren und denjenigen zu helfen, die Hilfe benötigen. Jedes dieser Treffen war nicht nur die Übergabe eines Geschenks, sondern auch eine interessante und emotionale Begegnung. Die Senioren haben einiges zu erzählen und unsere Jugendlichen hören gerne zu. Beide Seiten waren sehr zufrieden und planen weitere Aktionen dieser Art.

Köln: Als vorbildliches Beispiel für Freiwilligenarbeit zur Verständigung zwischen Zuwanderern und Einheimischen wurde das monatliche »Kultur-Café« im Begegnungzentrum Porz der Synagogen-Gemeinde Köln geehrt. Das Kölner Netzwerk Bürgerengagement hatte im Rahmen von »Engagiert in Porz« unter zahlreichen Initiativen mit sozial-kulturellen Zielen drei Projekte ausgewählt, die sich während einer Veranstaltung im Jugendzentrum Glashütte in Porz vorstellen durften

André Citroën (1878 – 1935)

Eine Ausstellung im Jüdischen Museum Westfalen

Ausstellungen gibt es regelmäßig im Jüdischen Museum Westfalen in Dorsten. Jüdische Geschichte und Gegenwart gehören zum Themenspektrum, aber auch Kunstausstellungen mit aktuellen Künstlern locken immer wieder Besucher in Haus. Leider findet nicht jede Ausstellung die Besucherresonanz, die das Thema bzw. der Künstler und seine Werke verdienten. Deshalb geraten immer mal wieder Themen in den Blick der Ausstellungsmacher, die für das Museum zunächst eher ungewöhnlich erscheinen.

Im Herbst 2009 waren es etwa 80 Fotos der Fotografin und Musikerin Linda McCartney, der verstorbenen Ehefrau des Exbeatles Paul. Die in einer jüdisch-amerikanischen Familie geborene Linda Eastman hatte als Fotografin in den späten 1960er Jahren Kontakte zu damaligen Rockstars wie Janis Joplin, Jimi Hendrix, den Doors mit Jimi Morrissen und vielen anderen.

Mehrere »DS« sowie ein Traction Avant, die zur Ausstellungseröffnung gekommen waren.

Mit der Ausstellung »André Citroën« holten die Ausstellungsmacher erneut eine eher ungewöhnliche Ausstellung in das Jüdische Museum Westfalen. André Citroën war in vielerlei Hinsicht ein Genie. Von Beginn an wollte er erschwingliche und praktische Autos bauen und führte daher als erster in Europa die Fließbandproduktion ein. Früh erkannte er auch den Wert der Werbung und Markenbildung und machte aus dem Doppelwinkel des Zahnrades das Citroën-Logo. Zugleich führte er das 13. Monatsgehalt ein und stellte seinen Mitarbeitern Kinderkrippen zur Verfügung.

Das Jüdische Museum Westfalen zeigte im Juni und Juli eine von Dr. Frauke Dettmer konzipierte Ausstellung, die 2007 im Jüdischen Museum Rendsburg erstmals zu sehen war. Die Ausstellung zeigt das innovative Wirken des Autobauers, erzählt wie Citroën ab 1919 als erster Europäer Autos am Fließband produzieren lässt und die Autofirma zur innovativsten Marke des 20. Jahrhunderts macht. Sie zeigt aber auch die Herkunft des André Citroën und seiner Familie. Hatten seine jüdischen Vorfahren noch von Amsterdam aus mit Limonen – daher sein Nachname – gehandelt, so entschied er sich früh für die technische Laufbahn.

Um 1811 mussten die Juden einen Familiennamen annehmen. Wie viele andere ließen sich auch die Ahnen von André Citroën von ihrem Beruf inspirieren und nannten sich Limoneman. Später änderten sie den Namen in Citroen (niederländisch für Zitrone). 1870 oder 1871 begann dann der französische Teil der Familiengeschichte. Fortan nannte sich dieser Zweig Citroën. Auch nach seinem Tod 1935 bleibt Citroën als Marke die Verkörperung der Avantgarde.

Ergänzend zu den Bild- und Texttafeln wurden auch Exponate ausgestellt, darunter historische Verkaufsbroschüren, Kundenzeitschriften, Handreichungen für Verkäufer und Modellautos überwiegend im Maßstab 1:43 sowie manches mehr. Im Garten des Museum waren in wechselnder Folge jeweils zwei historische Fahrzeuge zu sehen sein: verschiedene Traction Avant (1950, 1953, 1957), eine 2 CV Ente (1959), eine 2 CV Kastenente (1976) und eine DS 23 Automatik (1973). Zur Ausstellungseröffnung am Pfingstsonntag

Der Citroën-Club Rhein-Ruhr war mit einer ganzen Reihe von »Enten eingeflogen«.

konnten die Veranstalter etwa 45 Citroën-Freunde mit ihren historischen Fahrzeugen am Museum begrüßen. Als Besucherattraktion erwiesen sich die in einem Zelt im Garten gezeigten Oldtimer. An den Wochenenden und durchaus auch an etlichen Wochentagen tummelten sich immer wieder viele Besucher im Haus und im Garten. Einige fuhren sogar mit ihren eigenen Citroën-Oldtimern zum Museum. Es waren nicht nur Fahrzeugbesitzer, die kamen, sondern auch ehemalige Citroën-

Im Ausstellungszelt stehen eine DS 23 (Bj. 1973) und ein Traction Avant (Bj. 1957).

Mitarbeiter und KFZ-Mechaniker, die sich vor allem an den Originalfahrzeugen zu Gesprächen trafen. Insgesamt haben etwa 1.300 Besucher die Ausstellung gesehen.

Unterstützt wurde die Ausstellung von Citroën Deutschland, einigen Citroën-Clubs sowie mehreren privaten Sammlern und Fahrzeugbesitzern.

▪ *Thomas Ridder*

Dunkle Vergangenheit mitten in der Idylle der Natur

»In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird.« (Adolf Hitler)

Eine Gruppe des Jüdischen Museums unternahm am Samstag, 28. Mai 2011, einen Tagesausflug in die Eifel, um dort die ehemalige »NS-Ordensburg« Vogelsang zu besichtigen. In getrennten Gruppen wurden die Jugendlichen und Erwachsenen durch den riesigen Baukomplex mitten in Nordrhein-Westfalens einzigem Nationalpark geführt.

Vogelsang wurde in einem ersten Abschnitt 1934 erbaut und war während des Nationalsozialismus Lern- und Erziehungsort für den »Führernachwuchs«, außerdem wurden dort einige »Adolf- Hitler-Schulen« einquartiert. Seit 2006 entsteht am selben Ort – nachdem Vogelsang nach dem 2.Weltkrieg als britischer und später belgischer Truppenübungsplatz genutzt worden ist – ein Bildungszentrum, das sich kritisch mit der Geschichte (des Ortes) auseinandersetzt und ebenso mit Themen wie Toleranz und Demokratie in der heutigen Gesellschaft.

Die Jugendlichen waren beeindruckt und erschrocken zugleich darüber, wie ca. 2.000 »arische Männer« der Ideologie des Regimes folgten und von hohen Positionen z.B. in der NSDAP oder bei der SS »träumten«.

Symbol dieses Fanatismus war der »Fackelmann«, ein Relief mit Inschrift, die besagt, dass die Männer das »Licht des Geistes« tragen und für Adolf Hitler kämpfen. Diesen Mann in Stein gehauen konnten die Besucher im Außenbereich der Anlage, am Platz der Sonnenwendfeiern der Nazis, besichtigen. Für die erfolgreiche Erziehung im Sinne des »Führers« war eine Entindividualisierung, eine Art »Gehirnwäsche« nötig. Andreas Schneider, der die Gruppe der Jugendlichen begleitete und führte, erklärte: » Wer hier ausgebildet wurde, musste sozusagen am Eingang seine Persönlichkeit, seinen Charakter und seine eigenen Gedanken und Gefühle abgeben.«

Unter dem Motto » Ein wahrer deutscher Mann hat den Willen zum unbedingten Gehorsam« und mit dem Wunsch der Stärkste zu sein(»In der Natur führen nur die Stärksten und die Gnadenlosesten die Gruppe an« Zitat eines Nationalsozialisten), lebten die 25-30-Jährigen für die Zeit ihrer Ausbildung in Kasernen und verbrachten ihre Zeit vor allem mit der Vertiefung von nationalsozialistischem Gedankengut und mit sportlichen Aktivitäten.

Auch die Gruppe aus Dorsten musste sportlich aktiv werden, denn die einzelnen Gebäude sind auf ca. 100 Hektar und auf verschiedenen Ebenen verteilt. Da blieb Treppen-Steigen nicht aus… Der größte Teil des Gebäudekomplexes, ein »Saal des Wissens« mit einem Turm und eine Reihe anderer Gebäude sind nie fertig gestellt worden und konnte von den Besuchern nur auf Bildern und Skizzen betrachtet werden. Die Arbeiten an dem Gesamtkomplex der NS Ordensburg wurden aufrüstungs- und kriegsbedingt schon 1941 eingestellt.

Besichtigen konnte die Gruppe allerdings den Kultraum mit dem dazugehörigen Versammlungssaal, in dem ca. 500 Junker, wie die zu Erziehenden genannt wurden, ihre gottesdienstähnlichen Zeremonien abhielten. Den Blick hatten sie dabei zwangsweise immer auf eine fast vier Meter hohe Holzplastik des »Deutschen Mannes« gerichtet, der auf einer altarähnlichen Erhöhung aufgestellt war.

Dem Vogelsang-Team ist es heute wichtig, nicht nur die NS Ideologie in Architektur und Elite-Erziehung zu dokumentieren und darüber zu informieren, sondern angestrebt wird ebenso, dass sich die Besucher Gedanken über ihre eigene gesellschaftspolitische Position in der Gegenwart machen. Deshalb setzten sich die Jugendlichen in einem Workshop mit den Menschenrechten und ihrer Geltung heute auseinander.

Obwohl alle Teilnehmer schon über das NS-Regime informiert waren, sind die Ordensburgen, die zur Vorgeschichte der Verbrechen des Nationalsozialismus gehören, doch ein eher unbekanntes Kapitel und so gab es an diesem Tag viel Neues und Interessantes für die Dorstener zu lernen. Andreas Schneider regte am Schluss noch einmal zum Nachdenken an, indem er daran erinnerte, dass jeder Einzelne mitverantwortlich dafür ist, dass sich etwas wie der Nationalsozialismus nie wiederholt: » Was wir brauchen sind Menschen mit einem eigenen Kopf, die nachfragen und ihre Meinung äußern, Menschen, die ihren eigenen Weg gehen!«

▪ *Katharina Bach*

Lebendige Geschichte

Jugendliche auf jüdischen Spuren

»Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin!« Genau das hatte die Jugendgruppe des Jüdischen Museums Dorsten vor: Fünf Tage Berlin auf den Spuren jüdischer und deutscher Geschichte, die dort untrennbar miteinander verwoben sind. Die 16-köpfige Gruppe und ihre Begleiter Werner Springer und Reinhard Schwingenheuer erwartete vom 29. August bis zum 2.September ein volles Programm. Die Jugendlichen – elf Mädchen, fünf Jungen – erlebten die deutsche Hauptstadt mit ihren vielen Facetten und pendelten mit der U- und S-Bahn zwischen den verschiedenen Sehenswürdigkeiten, Museen und dem Jugendhostel hin und her. Nach einer kurzweiligen Zugfahrt, auf der gequatscht, gespielt und geschlafen wurde, konnte die Zimmer bezogen und noch ein abendlicher Ausflug in die Straßen von Steglitz unternommen werden. Ein Pflicht-Programmpunkt war das Jüdische Museum Berlin, in dem die Gruppe an gleich drei Workshops teilnahm. Schon allein der Gebäudekomplex, der aus einem barocken Altbau und einem Neubau in Zikkzack-Form ohne einen einzigen 90° Winkel besteht und vom Architekten Daniel Libeskind entworfen wurde, begeisterte die Berlin-Reisenden. Der Neubau symbolisiert hierbei die Verbindungen zwischen jüdischen und christlichen Menschen in Berlin. Je nach Thema sind auch die Räume des Museums gestaltet, so dass sich z.B. die Bereiche, die das erzwungene Exil oder den Holocaust behandeln, im kalten Keller mit kargen Betonwänden befinden. Im Museum selbst werden über 2000 Jahre deutsch- jüdischer Geschichte in Bildern, Texten und mit Hilfe zahlreicher Medien dargestellt. Bereits am ersten Tag fuhr die Gruppe zum Museum und war dort auch herzlich willkommen: Jüdisches Museum Westfalen besucht Jüdisches Museum Berlin! Dort wurden wir zunächst durch das Gebäude geführt um einen kleinen Überblick über die Architektur zu bekommen. Hiervon wird den Jugendlichen wohl besonders der »Garten des Exils« in Erinnerung bleiben. »Hier wird einem ganz schwindelig und man fühlt sich unsicher und verloren.«. Diese Verwirrung und das Unwohlsein, die entstehen, wenn man zwischen den 49 (symbolische Zahl) schrägstehenden Stelen hindurch irrt, sind gewollt, denn der Architekt möchte demonstrieren, wie sich die Menschen gefühlt haben, nachdem sie aus ihrem Land verwiesen wurden, alleine in eine unbekannte Umgebung ohne Besitz und Freunde. Als Zeichen der Hoffnung wächst allerdings auf jeder Stele ein Olivenbaum… Durch die Fülle an Informationen und Möglichkeiten im Museum konnten in den wenigen Stunden von den Dorstener Besuchern nur ausgewählte Themenbereiche bearbeitet werden. Dazu hatten sie sich im Vorfeld drei Workshops mit unterschiedlichen Schwerpunkten ausgesucht. In der Führung »Ist das im Islam nicht auch so!?« brachte ihnen Benan Sölli die Gemeinsamkeiten zwischen dem Islam und dem Judentum näher. Denn dort gibt es deutlich mehr als nur die Begrüßung mit dem Wunsch nach Frieden: »Shalom« (Judentum) und »Salam aleikum« (Islam). Speiserituale und Vorschriften ähneln sich ebenso wie die Beschneidung der Jungen und die Bedeutung der Heiligen Schrift für die jeweilige Religion (Thora-Judentum und Koran-Islam). In einem weiteren Workshop »So einfach war das« ging es um viele persönliche Ansichten und Geschichten von Einzelpersonen. Zunächst mussten anonym Fragen wie »Was bedeutet dir Deutschland?«, »Woran glaubst du?« und die Aufforderung »Nenne ein bedeutendes Ereignis deiner Kindheit!« beantwortet werden. Diese Antworten wurden in einem anschließenden Gespräch ausgewertet.

Besonders die Antworten auf die Frage, was man persönlich mit dem Judentum in Verbindung bringe, verwunderten den Referenten Daniel Kaufmann, der selbst Jude ist. »Fast zwei Drittel von Euch fällt spontan zum Judentum erst einmal die Religion und Kultur an sich ein. Nur ein Drittel, also ca. 6 Teilnehmer, denken beim Begriff »Judentum« sofort an die Verfolgung während des Nationalsozialismus und den Holocaust. Das ist schon beeindruckend, denn bisher ist das Ergebnis bei jeder meiner Gruppen genau anders herum ausgefallen!« Die gleichen Fragen, die die Jugendlichen beantworten mussten, wurden auch ganz verschiedenen Juden und Jüdinnen gestellt, die ihre Antworten aufgenommen haben und zusätzlich ein Foto zur Verfügung gestellt haben. So konnten die Jugendlichen ganz verschiedene Menschen unterschiedlichen Alters über ein Audioprogramm kennenlernen und einen kleinen Einblick in ihr Leben zu einem bestimmten Zeitpunkt bekommen. »Ihr seht, dass das Judentum nicht mehr nur eine Religion ist, sondern eine unglaubliche Vielfalt hat«, konnte der Referent die Jugendlichen begeistern.

Bei einem tagesabschließenden Stadtrundgang in der Dämmerung lernten die jungen Interessierten wichtige Orte des jüdischen Lebens von damals und heute kennen. Sie kamen an der neuen Synagoge, der jüdischen Oberschule, einem jüdischen Friedhof vorbei und informierten sich in der Ausstellung »Stille Helden« in den Hackeschen Höfen über ganz »normale« Menschen mit Zivilcourage, die ihr Leben riskierten, wenn sie Juden vor der Gestapo versteckten und durch Verrat manchmal auch ihr Leben verloren.

Am folgenden Tag besuchten die Jugendlichen in einem im Originalzustand erhaltenen Hinterhof der Hackeschen Höfe die »Blindenwerkstatt Otto Weidt«. Dieser Kleinfabrikant einer kriegswichtigen Bürsten- und Besenfabrik hatte dort in seiner Werkstatt während des Zweiten Weltkrieges Juden beschäftigt oder versteckt und einige vor der Deportation gerettet. Eines der Verstecke hinter einem Schrank ist auch heute noch erhalten und manch einer der Jugendlichen testete dies gleich aus. Im Museum bekommt man nicht nur einen Einblick, wie dort gearbeitet wurde und wie man Bürsten herstellt, sondern es werden vor allem die Schicksale der Menschen in den Vordergrund gestellt: die geglückten Rettungen mit »Happy End«, ebenso wie die gescheiterten Versuche von Otto Weidt, die in einem der Konzentrationslager endeten und dort teilweise ihre Spur verloren haben.

Inge Deutschkron (*1922) beispielsweise, die damals von Otto Weidt gerettet wurde und heute Journalistin und Autorin (u.a. »Ich trug den gelben Stern« und »Papa Weidt – er bot den Nazis die Stirn«) ist, besucht auch heute noch teilweise ihren alten Arbeitsplatz um Führungen zu machen und vor allem jungen Leuten und Schulklassen von ihrem Retter »Papa Weidt«, wie sie ihn liebevoll nannte, und dem Holocaust zu erzählen.

Eines der Highlights war der Besuch des Reichstages mit Führung durch den Plenarsaal und einem Treffen mit dem Bundestagsabgeordneten Michael Groß. Nachdem der Politikwissenschaftler Ralf Höltkemeier der Gruppe den Plenarsaal samt Sitzordnung, Abstimmungsmethoden etc. erklärt hatte, nahm sich der Wahlkreisabgeordnete aus MarlZeit, übrig gebliebene Fragen der Jugendlichen zu beantworten. Neben reichlichen Informationen darüber, wie in Berlin Politik gemacht wird, gab er auch Tipps für den besten Burger der Stadt und »plauderte aus dem Nähkästchen«: »Wusstet ihr, dass unsere Kanzlerin Angela Merkel vier Mal pro Tag in die Maske geht und ein eigenes Kosmetikstudio hat!?« Wieder etwas dazu gelernt.

Anschließend konnten die Jugendlichen bei herrlichem Wetter die Aussicht von der Glaskuppel auf das Brandenburger-Tor, den »Alex«, den Berliner Dom und viele weitere Sehenswürdigkeiten der Stadt genießen und bekamen die Informationen dazu auch noch über Kopfhörer gleich mitgeliefert.

Auch die Besichtigung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas im Zentrum der Hauptstadt durfte bei der Thematik der Studienreise natürlich nicht fehlen. Beim Begehen des 19.000 qm großen Stelenfeldes konnte sich jeder seine eigenen Gedanken machen und sich im »Ort der Information« unter den Stelen die eindrukksvolle Ausstellung über die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden anschauen.

Während das Motto des Stelenfeldes, das von Peter Eisenmann entworfen wurde, ist, dass jedem das (Ge)Denken selbst überlassen werden sollte und die 2.711 Betonquader ohne irgendeinen Hinweis auf den Holocaust, so jedem den nötigen Freiraum bieten, findet man im Keller in acht verschiedenen Räumen auf ganz unterschiedliche Art und Weise Informationen. Bereits im Eingangsbereich prangt mit dicken schwarzen Buchstaben ein Zitat von Primo Levi, einem Überlebenden des Holocaust : »Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen. Darin liegt der Kern dessen, was wir zu sagen haben.« Eine Einführung bildet ein Zeitstrahl, den der Besucher entlang gehen kann und sich so die zeitlichen Abläufe der nationalsozialistischen Terrorpolitik von 1933 bis 1945 vor Augen führt. Der »Raum der Dimensionen« ist dunkel und im Boden eingelassen sind Ausschnitte aus letzten Briefen, Notizen und Tagebucheinträgen(»(…)Wir hörten die erstickten Schrei und das verzweifelte Rufen der Opfer, sowie das Pochen an den Türen.(…)«). In den weiteren Räumen werden mit Hilfe von Bildern, Ausschnitten aus Interviews mit Überlebenden und kleinen Filmen persönliche Schicksale von Familien dargestellt. Gänsehaut löste auch der »Raum der Namen«

aus. Dort werden die Namen und Kurzbiographien ermordeter und verschollener Juden aus ganz Europa verlesen. Die Verlesung aller Opfer würde etwa sechs Jahre, sieben Monate und 27 Tage dauern!

»Man merkt, dass ihr sehr gut informiert seid und mit diesem Wissen tragt ihr auch zur Verbesserung der heutigen Gesellschaft bei.«, lobte die Referentin Dr. Gabriele Zürn die Jugendlichen, in denen die Konfrontation mit dieser Zeit Erschrecken, Wut und Trauer aufrief.

Doch das Kulturprogramm machte auch hungrig und so lernte die Gruppe des JMW das »Ampelmännchen-Restaurant« kennen und schmecken und sammelte so Kräfte für die 3-stündige Fahrradtour am folgenden Tag entlang der ehemaligen Mauer, die Berlin in Ost und West teilte und allen Jugendlichen aus eigenem Erleben nicht mehr bekannt ist. Erschrekkende, wahre Geschichten über missglückte Fluchten, die Stasi und die Grenzanlagen füllten die Stopps zwischen den Etappen. Auch ein originaler Wachturm, der nun zur Gedenkstätte für an der Mauer erschossene Menschen umfunktioniert ist, lag auf der Strecke und konnte besichtigt werden. Dort trafen sie auch auf Jürgen Litfin, den Bruder von Günter Litfin, dem ersten Flüchtling , der an der Mauer erschossen wurde. Im Gespräch mit diesem merkten die Jugendlichen, wie tief die Trauer und Wut, die sich auch schon in Hass auf die gesamte DDR gewandelt hat, sitzt. Unfreundlich, fast schon aggressiv trat er der Dorstener Gruppe im Gespräch gegenüber. Diese kannte natürlich die Hintergründe und wusste, dass dies nicht ihnen persönlich galt. So erschreckte er die Jugendlichen teilweise mit seinen derben Schimpfwörtern und Hasstiraden, trotzdem waren sie froh, mit diesem Zeitzeugen sprechen zu können.

Zwischen der Tour und dem Abendprogramm, einer Schifffahrt auf der Spree, lag genügend Zeit zum Shoppen in der Metropole Berlin. Am Abreisetag gab es noch einen letzten Abstecher zum Jüdischen Museum. »Überleben mit Musik« war das Thema, bei dem es um die (Über)Lebensgeschichte des jüdischen Jazzgitarristen Coco Schumann (*1924) ging. Dieser spielte trotz der Verbote englische und amerikanische »Feindmusik«, zu der vor allem Swing und Jazz gehörten und erweckte bei den regelmäßigen SS-Kontrollen meist durch gezielte Ablenkungsmanöver keinen Verdacht, bis er eines Tages verraten wurde und zunächst nach Theresienstadt, anschließend nach Auschwitz deportiert wurde. Dort war es einzig und allein die Musik, die ihn vor dem Tod bewahrte: »Wenn ich keine Musik gemacht hätte, hätte ich dort keine zwei Monate überlebt!«, berichtet Schumann in einem Filmausschnitt. Doch die »Bespaßung« des Wachpersonals, während diese die Häftlinge in die Gaskammern trieben, bedeutete für ihn auch großes Leid. Noch heute macht er mit seinem »Coco Schumann Quartett« Musik unter dem Motto » Wer den Swing hat, kann nicht marschieren« und legt großen Wert auf seine Bezeichnung: »Ich bin kein KZ-ler, der Musik macht, sondern ein Musiker, der im KZ war.!«

Direkt im Anschluss ging es dann mit dem Zug zurück nach Dorsten ging: voll mit Erinnerungen, interessanten Eindrücken und dem Koffer voller Souvenirs. Die 16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren ausnahmslos begeistert von der Kurzreise nach Berlin und würden jederzeit wieder »in den Zug springen« um zu einer neuen Entdecker-Tour auf jüdischen Spuren aufzubrechen!!!

Bedanken möchten wir uns vor allem bei Frau Helene Mahnert-Lueg, die durch ihre finanzielle Unterstützung die Reise ermöglicht hat, und natürlich bei Werner Springer und Reinhard Schwingenheuer, die eine einmalige Reise geplant und begleitet haben und dabei unglaublich verständnisvoll und unternehmungslustig waren! Das alles hat dazu bei getragen, dass wir fünf unvergessliche Tage gemeinsam in Berlin erleben konnten!!!

▪ *Katharina Bach*

Zwei Tage Mokum

Auf jüdischen Spuren in Amsterdam

Amsterdam im Frühling: Das sind Tulpen und Grachten unter blauem Himmel, Fietsen, van Gogh und Rembrandt.

Und mit Rembrandt sind wir schon mittendrin im jüdischen Amsterdam, wo der prominenteste Künstler des Goldenen Jahrhunderts wohnte, wohlhabende Juden porträtierte und den weniger begüterten jüdischen Nachbarn in den biblischen Szenen seiner Bilder ein wenn auch anonymes Nachleben schenkte. Ende des 16. Jahrhunderts, ein paar Jahrzehnte vor Rembrandts Geburt war Amsterdam zum Zentrum des jüdischen Lebens in den Niederlanden geworden. Die Stadt an der Amstel firmierte alsbald unter »Mokum« (nach makom, hebr.: Stadt, Ort), der Name für das »Jerusalem des Westens« ist heute noch gebräuchlich. Jüdische Kaufleute aus Antwerpen, geschäftstüchtige Sepharden aus Spanien und Portugal auf der Flucht vor der Inquisition, unbemittelte Aschkenasim aus Deutschland und Osteuropa, sie alle fanden im 17. Jahrhundert in diesem Mokum eine neue Heimat, entwickelten ein reges jüdisches Gemeindeleben, bauten Synagogen und irgendwann auch repräsentative Villen und Fabriken von beeindruckender Größe. Unter jüdischer Leitung boomte im 19. Jahrhundert der Diamantenhandel, Juden besetzten einflussreiche Positionen in Politik, Wirtschaft und Kultur. 1941 lebten, eingerechnet die Emigranten aus Nazi-Deutschland, in Amsterdam 140 000 Juden, von denen etwa 80% dem Holocaust zum Opfer fielen. Der Reisegruppe des JMW bot sich eine Fülle jüdischer Spuren, aus erfolgreicher wie aus leidvoller Vergangenheit.

Das Besichtigungsprogramm der Studienreise begann im Anne-Frank-Haus. Im Achterhuis des Bürogebäudes an der Westerkerk war die jüdische Familie Frank, 1933 aus Frankfurt/M. geflohen, nach Jahren eines fast normalen Arbeits- und Familienlebens von 1942 bis 1944 nebst weiteren Bekannten untergetaucht. Das jetzige Museum wartet nicht nur mit den berühmten Tagebuchaufzeichnungen, sondern mit zahlreichen weiteren Dokumenten, Fotos, Videos etc. auf. Der schwenkbare Schrank als Zugang zum Versteck, die Bleistiftstriche an der Wand zum Zeichen von Annes Wachstum, die Fotos der bewunderten Filmstars sind Zeugen eines Lebens im Untergrund, von Verfolgung und Hilfe, Hoffnung und Scheitern, Mädchenträumen und Todesgewissheit. Über eine Million Besucher pro Jahr steuern in langen Warteschlangen das Museum an. Dennoch kam bei den aus Dorsten Angereisten kein Neid auf: Denn wenn auch die Stiegen steil, die Räume klein, die vielen Exponate erschütternd sind, geht doch angesichts der Menschen- und Medienfülle die Authentizität verloren.

Anne-Frank-Denkmal an der Westerkerk

Portugiesische Synagoge

Diese wirkte eher auf den langen Spaziergängen mit dem Amsterdamer Historiker Justus van de Kamp, der die Gruppe wortgewandt und kenntnisreich durch das alte jüdische Viertel, vorbei an den jüdischen Grachten und durch das elegante Plantageviertel steuerte. Auf dem Weg lag so manches, gut erhalten, liebevoll restauriert, noch erkennbar – oder auch neu gebaut, dem Andenken und der Erinnerung geschuldet.

So zunächst der »Palast des edlen Herrn Pinto«, Zeugnis für den Wohlstand sephardischer Kaufleute, die – »reich wie de Pinto« – Stadtvillen bauten und bezogen, dann das Denkmal für Baruch de Spinoza, als Abkömmling zwangsgetaufter portugiesischer Juden in Amsterdam jüdisch erzogen und doch Jahrzehnte später wegen »schrecklicher Irrlehren« aus der jüdischen Gemeinde ausgestoßen, weil er als rigoroser Rationalist der mathematischen Ordnung die alleinige Wahrheit zugesprochen und Gott nur durch die Substanzenlehre begründet hatte. Als dritte Station das Denkmal für den jüdischen Widerstand 1940-1945. »Wäre doch mein Kopf ein Brunnen, wären meine Augen Tränenquellen! Dann könnte ich Tag und Nacht weinen über die vielen aus meinem Volk, die erschlagen wurden!« Das Zitat Jer 8,23 gilt jenen, die der NS-Regierung aktiven Widerstand entgegensetzten. Und schräg gegenüber zeichnen weiße Kacheln im Straßenpflaster den Grundriss des jüdischen Knaben-Waisenhauses nach; bis auf zwei Jungen, die vom Deportationszug springen und sich retten konnten, wurden alle Kinder und ihre Betreuer in Sobibór umgebracht. – Ein paar Schritte nur und doch eine Welt jüdischer Schicksale!

Die Reisegruppe am Dogwerker-Denkmal

Mokum vereint die Gegensätze. In der nächsten Straße liegt neben der Rapenburg-Schul, Gründung liberaler Juden, das jüdische Mädchen-Waisenhaus mit dem hebräischen Text am Firstbalken, und, vorbei an de Castros Apotheke, wo der sephardische Gemeindevorsteher und Pharmazeut mit Erfolg die Cholera-Epidemien des 19. Jahrhunderts bekämpfte, führte der Weg zum Meijersplein – Jonas Daniel Meijer war der erste jüdische Anwalt in den Niederlanden und als solcher um die gesellschaftliche Gleichstellung der Juden bemüht – mit der Dogwerker-Statue: Das Denkmal erinnert an einen zweitägigen Streik der Amsterdamer Hafenarbeiter gegen die ersten Judenrazzien im Februar 1941; die deutschen Besatzer schlugen den Streik mit Waffengewalt nieder, töteten die Streikführer und forderten eine Bußgeldzahlung von 15 Mill. Gulden.

Und weiter ging's, an den »jüdischen Grachten« entlang, Ende des 17. Jahrhunderts hatten sich hier, an den neuen Grachten östlich der Amstel, jüdische Familien angesiedelt. In der Nieuwe Kerkstraat erinnert noch vieles an die Zeit, als die Straße auch die »Joodse Kerkstraat« genannt wurde: Die Russische Schul mit dem Davidsstern auf der Fassade wird seit dem Zuzug russischer Juden wieder genutzt, in der Schule für den Religionsunterricht hingegen befindet sich heute ein Installationsbetrieb, in der Leichenhalle, dem »Haus der Reinigung«, gar eine Limonadenfabrik mit Weinhandel.

Schließlich das »Plantage-Viertel« mit den Stadtvillen und dem Gewerkschaftshaus De Borcht, das in schlossartiger Anlage Schönheit und Kraft der Arbeiterbewegung demonstrieren sollte – seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hatten sephardische Fabrikanten und aschkenasische Arbeiter in friedlicher Koexistenz den Diamantenhandel vorangetrieben, eine typisch jüdische Erfolgsgeschichte. Dann aber

Auschwitz-Mahnmal

folgt, im Wertheim-Park gelegen, das Auschwitzmonument, in dessen zerborstenen Spiegeln sich auch die Makellosigkeit des verlässlich blauen Himmels als Illusion entpuppt: Von den über 60 000 aus den Niederlanden nach Auschwitz de-

De Burcht: Gebäude der ndl. Diamantarbeiter-Gewerkschaft

portierten Juden überlebten weniger als 900. Die nächsten Stationen gehören in diesen Kontext: das Plancius, nun das Widerstandsmuseum, und die Hollandsche Schouwburg, lange Jahre Zentrum jüdischer Kultur und seit 1942 Sammelstelle vor der Deportation. Bei den Verladeaktionen, dies immerhin ein kleiner Lichtfleck in der düsteren Geschichte, konnten etwa 600 Kinder gerettet werden: Der wohl schon damals beträchtliche Straßenverkehr trübte bisweilen die Sichtver-hältnisse… Im Nachbarhaus beschloss Justus van de Kamp das Tagesgeschehen mit einem Vortrag über sprachliche und gesellschaftliche Aspekte der Einwanderung und Assimilierung sephardischer und aschkenasischer Juden.

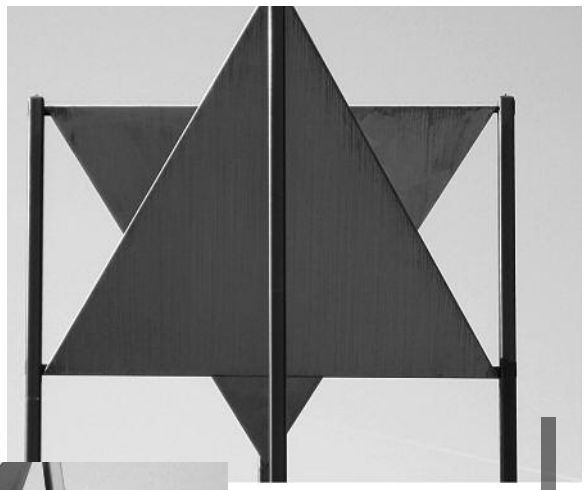
Und es ward Abend, und es ward Morgen, der nächste Tag, in diesem Fall der zweite und letzte zugleich. Er begann mit dem Besuch der Portugiesischen Synagoge, im Krieg unzerstört und deshalb unverändert geblieben – was auch bedeutet, dass die heutige sephardische Gemeinde mit etwa 1000 Mitgliedern das 1675 fertiggestellte Gebäude nach wie vor ausschließlich mit Kerzen beleuchtet und auf eine Heizung verzichtet. Übrigens: In der Portugiesischen Synagoge hatten die deutschen Besatzer nach dem 2. Weltkrieg ein Museum der ausgelöschten (sic!) jüdischen Kultur einrichten wollen. Wie wunderbar, dass sie mit dieser Idee scheiterten! Dass die jüdische Kultur gedieh und fortlebt, bestätigt anschaulich das Joods Historisch Museum, erwachsen aus vier aschkenasischen Synagogen des 17. und 18. Jahrhunderts, indem es, über die beredten steinernen Zeugen hinaus, die Geschichte der niederländischen Juden seit 1600 dokumentiert und zugleich den aktuellen jüdischen Alltag würdigt, dies vor allem in dem hervorragenden Kindermuseum, das bei den Dorstener Gästen dann doch Neid weckte.

Jenseits jüdischer Spuren führten die langen Wege durch Amsterdam auch zur »versteckten Kirche« Ons‘ Lieve Heer op Solder, einer katholischen Dachbodenkirche aus der Zeit des rigiden Calvinismus, und zum weltweit einzigen Homomonument, das, aus rosafarbenem Marmor gefertigt, an den »rosa Winkel« homosexueller KZ-Häftlinge erinnert und für ein jahrhundertelang von religiöser und weltanschaulicher Toleranz geprägtes Amsterdam mit »unendlichem Verlangen nach Freundschaft« einen neuen Akzent gesetzt hat.

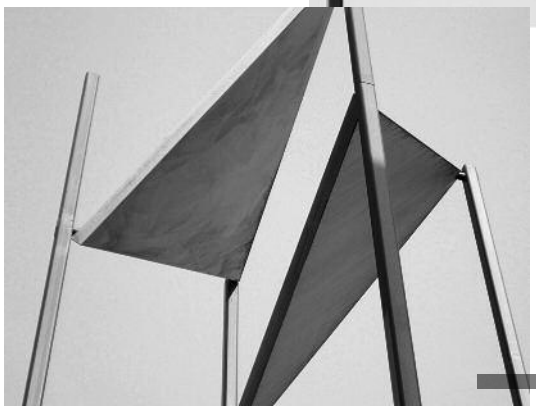
Endstation der Studienfahrt, nun schon auf dem Rückweg nach Dorsten, war dann der jüdische Friedhof in Ouderkerk, der noch einmal besondere Verwunderung auslöste, zeigen doch, entgegen den eher bekannten jüdischen Gepflogenheiten, die liegenden Grabsteine aus sephardischer Tradition detailreichen Bilderschmuck, aus dem sich christlich inspirierte Todessymbole, biblische Szenen und ganze Familienschicksale erlesen lassen.

Fazit nach zwei Tagen Mokum: Wiederum eine interessante, vielfältige Reise auf jüdischen Spuren.

▪ *Reinildis Hartmann*



Davidstern



Auf dem Weg von der Synagoge zum Museum leuchtet der gelbe Davidsstern, beim Näherkommen zerbirst er in zwei Teile: Symbol der Zerstörung des Judentums in der NS-Zeit

WIE MR ROSENBLUM IN ENGLAND SEIN GLÜCK FAND

Gewiss gibt es, auch gegenwärtig, wunderbare Beispiele für Integration, Anpassung, Assimilation. Sollte es jedoch, zugegebenermaßen eine eher peinliche Vorstellung, einen diesbezüglichen Wettbewerb geben, müsste ihn Jack Rosenblum gewinnen, der Protagonist des Erstlingsromans von Natasha Solomons. Die junge englische Autorin wurde dazu von ihren jüdischen Großeltern angeregt, denen nach der Flucht aus Berlin die Integration in Großbritannien gelang. Das erstaunliche Buch erzählt mit typisch britischem Humor nun von einem fiktiven Emigrantenschicksal.

Jack (vormals Jakob) Rosenblum gelangt 1937 aus Nazi-Deutschland nach England, zusammen mit Ehefrau Sarah und der einjährigen Tochter Elizabeth. Seitdem er nach der Einreise vom Deutsch-Jüdischen Hilfskomitee die Broschüre »Neu in England: Nützliche Informationen und freundliche Anleitung für jüdische Flüchtlinge« erhalten hat, setzt er alles daran, die neuen Regeln gleich einer To-do-Liste zu erfüllen, getrieben von seinem größten Wunsch, Engländer zu werden. Das bedeutet zunächst einmal, die englische Sprache zu lernen, und dann, nach dem Kauf eines Teppichs made in GB, eine Teppichfabrik zu eröffnen, die bald zu den größten und erfolgreichsten in London gehört. Das Ende des Krieges feiert er, der kleine, kahlköpfige Jude mit der auffällig großen Nase, in seinem ersten maßgeschneiderten Anzug, fünf Jahre später ist er stolzer Besitzer eines Reihenhauses mit Türklopfer aus Messing und eines nagelneuen Jaguar XK 120. Auf der von Jack ständig aktualisierten Liste mit den Eigenschaften des wahren englischen Gentlemans fehlt bald nur noch ein Punkt, allerdings der entscheidende: die Mitgliedschaft in einem Golfclub. Obwohl Jack mit allen Tricks versucht, sein Ziel zu erreichen, erhält er nur Absagen. Darum bleibt irgendwann nur noch eine Möglichkeit – einen eigenen Golfplatz zu bauen.

Soweit die Vorgeschichte. Der Hauptteil des Buchs schildert, wie Jack seinen Traum erfüllt, trotz aller menschlichen und naturbedingten Widrigkeiten, trotz des finanziellen Ruins und der nimmermüden Maulwürfe. Es ist der Traum vom Selfmademan auf dem Weg zum Erfolg, gepflastert mit skurrilen, rührenden, herzerfrischenden Stationen. Am Ende, exakt am Tag der Krönung von Queen Elizabeth II., steht der Golfplatz; Jack ändert, von der Tochter animiert, seinen Nachnamen, damit er sich englischen Zungen leichter füge, und übernimmt die entscheidende Rolle im dörflichen Krönungs-spiel. Mehr geht nicht.

Es wäre nun verfehlt, eine nahezu 400 Seiten füllende Idylle à la Pilcher zu erwarten; für jüdische Schicksale, auch wenn sich vordergründig ein happy ending anböte, gibt es diese Möglichkeit nicht, noch nicht. So ist Sarah entworfen, die sensible, unverstandene, verzweifelte Ehefrau. Während sich Jack jegliches Zurückblicken versagt, erinnert sie sich voller Trauer der zurückgelassenen Familien-mitglieder. Trotzig verweigert sie Englischkurs und lila Haartönung und bewahrt, so gut es eben geht, die Rituale der jüdischen Feiertage. Als sie sich sicher ist, ihre Lieben verloren zu haben, versucht sie, ihnen im eisigen Fluss nahezukommen, und kann nur mit Mühe von Mann und Tochter gerettet werden. Danach beginnt aber auch für Sarah das englische Leben und sie ist bereit, nach dem Kochbuch ihrer Mutter den Baumkuchen für die Krönungsfeier zu backen.

Eben dieses Rezeptbuch, Relikt eines früheren Lebens, erbt die Tochter, nachdem die Mutter gestorben, der Vater alt geworden, die Golfplatz verwildert ist: Dass sie jedoch die deutsche Sprache nicht mehr verstehen kann, ist dann auch ein Zeichen der erfolgreich vollzogenen Integration.

Die Broschüre mit den nützlichen Informationen für die Migranten ist das Leitsymbol, das Realität und Fiktion verbindet. Die Großeltern von Natasha Solomon erhielten sie, als sie 1937 in Harwich britischen Boden betraten, und ihnen gleich geschieht es Jack Rosenblum in demselben Jahr an demselben Ort: Begriffen sie denn nicht, dass man ihnen gerade eine Anleitung zum Glücklichsein gegeben hatte? Dieses Heftchen würde ihnen erklären, wie sie – Juden, Jidddische und Flüchtlinge – echte Engländer werden konnten!

Der Leser folgt Jacks Bemühungen gerührt, überrascht, mitunter sorgenvoll, und er kann sich auch Sarahs Argumentation nicht verschließen – »Du willst so sein wie jeder andere. Dann lass uns nach Israel gehen, wo alle so sind wie wir!« Die Stimmung schwankt zwischen elegantem Witz und leiser Melancholie, begünstigt durch eine Sprache, der auch die offensichtlich kongeniale Übersetzung von Martin Ruben Becker standgehalten hat. Dem Freund englischer Landschaften seien überdies die wunderbaren Schilderungen von Dorset – inklusive Borstenschwein-Mythos und Apfelwein-Exzess – empfohlen. … Ein Dutzend Gesichter starrte zu ihm hoch, er blickte sie an und dann auf seinen Golfplatz. Das Land war so schön instand gesetzt worden, dass in ein paar Monaten niemand mehr wissen würde, dass es erst vor kurzem den Hügel heruntergerutscht war. Die grünen Felder leuchteten in der Morgensonne, während weiße Wölkchen über den blauen Himmel zogen. Von dort, wo man Apfelbäume und Silber-Weiden angepflanzt hatte, schrie ein Kuckuck. Und als er die erste Libelle des Jahres über die Teichoberfläche tanzen sah, verspürte Jack eine Welle von Glück. So möge es auch dem Leser ergehen!

▪ *Reinildis Hartmann*

Natasha Solomons, Wie Mr Rosenblum in England sein Glück fand, Roman, Verlag Kindler, 382 S., 19,95 €. Die Taschenbuchausgabe (9,95 €) erscheint im Februar 2012.

Bernhard Brilling (1906–1987)

»In Jerusalem kennt man mich wahrscheinlich besser als hier, zumindest als Wissenschaftler. Aber das ist normal.«« So schätzte der Historiker und Rabbiner Prof. h.c. Dr. Bernhard Brilling seine Bedeutung für Westfalen und speziell Münster ein, als er dem WDR 1986 sein erstes und einziges Fernsehinterview gab. Seine Frau Eva Brilling, die den zurückhaltenden und bescheidenen Wissenschaftler in allen Lebenslagen unterstützte, ergänzte damals: »Wenn er durch die Straßen geht, kennen ihn mehr Menschen, als er denkt. Er gehört einfach zu Münster.«

Doch Brillings Bedeutung geht weit über die lokale Ebene hinaus. Von ihm, der eigentlich lieber in Jerusalem gelebt hätte, aber die Errichtung eines Archiv für das deutsche Judentum als Lebensaufgabe ansah und deshalb nach Deutschland zurückkehrte, gingen ohne Zweifel die bis heute wichtigsten Anstöße zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland aus. Und die jüdische Regionalgeschichte Westfalens wäre ohne ihn in der aktuellen Form nicht denkbar.

Am 3. Juni 1906 in Tremessen (Provinz Posen) geboren, wuchs er als ältester Sohn des Kantors der jüdischen Gemeinde Prenzlau in der Uckermark auf. Nach dem Abitur besuchte er in Berlin das Hildesheimersche Rabbinerseminar, wechselte 1926 an das Breslauer Jüdisch-Theologische Seminar. 1932 erlangte er dort das Rabbinatsdiplom. Parallel hatte er 1924 ein Studium klassischer Sprachen, der Geschichte und Nationalökonomie an der Universität Berlin aufgenommen, das er dann in Breslau fortsetzte. Für seine Leistung auf dem Gebiet der Geschichte bekam er bereits als 21-jähriger den Heinrich-Graetz-Preis, ebenfalls 1921 begann er als Volontär am schlesisch-jüdischen Provinzialarchiv der Synagogengemeinde in Breslau, für einige Jahre fungierte er formell als dessen Leiter. Das Philologie-Studium mit der Promotion abzuschließen, war ihm während der Hitlerdiktatur verwehrt, obwohl die Dissertation über »Die Juden und die Stadt Breslau im 16. und 17. Jahrhundert« fertig vorlag. Nach dem Novemberpogrom wurde er bis Jahresanfang 1939 im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert

und nur unter der Auflage der Auswanderung wieder freigelassen. Im März 1939 gelang es ihm, nach Palästina auszuwandern; seine Frau Eva konnte im April folgen. Die Mitnahme seiner umfangreichen Sammlung von Abschriften und Exzerpten zur Geschichte der schlesischen und der angrenzenden Judenschaft wurde ihm unerwarteterweise gestattet. Mit dieser Grundlage konnte er auch in Palästina weitere Artikel zur deutsch-jüdischen Geschichte publizieren, ungeachtet aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten – erst ab 1946 fand er eine feste Anstellung bei der Stadt Tel Aviv, zuletzt wieder als Archivar. So wuchs seine Bibliografie in dieser Zeit um 125 auf 210 Titel an. In sein breites Themenspektrum bezog er während der Jahre in Tel-Aviv auch israelische Fragestellungen ein, insbesondere befasste er sich mit dem Archivwesen des neuen Staates.

Doch sein Hauptinteresse war und blieb die Schaffung eines »Archivs der deutschen Judenheit«, erste Aufrufe formulierte er bereits 1950 in einer deutschsprachigen Zeitung in Israel. 1955 konnte er mithilfe eines privaten Stipendiums die lange geplante Forschungsreise in die Bundesrepublik anzutreten. Die Archivstudien waren so vielversprechend, dass er vom damaligen Leiter des jüdischen Zentralarchivs in Jerusalem offiziell beauftragt wurde, in den verschiedenen deutschen Archiven nach jüdischen Quellenzeugnissen und Dokumenten zu fahnden. Brilling blieb und besuchte Archive in Frankfurt am Main, Hannover, Göttingen, Emden, Münster, Dortmund. Düsseldorf, Koblenz und München. Bei dieser Gelegenheit traf er auch Horst Oskar Swientek, damals Leiter des Dortmunder Stadtarchivs, wieder, den er aus Breslau kannte. Dieser arrangierte für ihn einen Vortrag vor dem »Historischen Verein für Dortmund und der Grafschaft Mark«, wo Brilling im Februar 1956 über das nun schon westfälische Thema »Die westfälischen Juden und ihre Familiennamen« sprach. Swientek vermittelte ihm dann im Spätherbst 1955 einen vierwöchigen Aufenthalt im Staatsarchiv Münster. Dies waren die ersten Beziehungen nach Münster.

Auf der Rückreise nach Israel mit dem Schiff lernte Brilling zufällig den Münsteraner Theologen Karl Heinrich Rengstorf kennen, mit dessen Unterstützung er im Herbst 1957 schließlich ganz nach Deutschland zurückkehrte. Als 51jähriger holte er an der Universität Münster die ihm während der NS-Zeit ver-

wehrte Promotion nach. Rengstorf engagierte ihn dann als wissenschaftlichen Mitarbeiter für das »Institutum Judaicum Delitzschianum«, an dem er eine mit Unterstützung des Bundesinnenministeriums eingerichtete Abteilung zur Geschichte der Juden in Deutschland aufbaute. 1963 wurde er als Beamter fest eingestellt und ging 1971 als Akademischer Oberrat in den Ruhestand. Seine Stelle wurde nicht wieder besetzt, deshalb erklärte er sich bereit, das von ihm aufgebaute Archiv weiterhin zu leiten. Erst als Raumbedarf der Universität einen Umzug des Archivs erforderlich machte, wurde seine Sammlung aus dem »Institutum Judaicum Delitzschianum« herausgelöst und bereits zu Lebzeiten Brillings dem damals erst in Planung befindlichen »Jüdischen Museum« in Frankfurt am Main übergeben, wo sie sich heute zusammen mit dem Nachlass befindet.

Brillings Bedeutung für die Erforschung der Geschichte des deutschen Judentums wird nicht nur an seiner umfangreichen Bibliografie (mehr als 170 Publikationen in dreißig Jahren in Münster, davon eine Vielzahl zur Geschichte des westfälischen Judentums) deutlich, sein Nachlass birgt auch eine umfangreiche Korrespondenz mit Familienforschern, Lokal- und Landeshistorikern. Bis zu hundert Anfragen pro Jahr zeigen, dass er als der wohl beste Kenner der archivalischen Überlieferung jüdischer Gemeinden galt.

1979 wurde er für dieses Lebenswerk mit der Verleihung des Titels »Professor« durch den nordrhein-westfälischen Wissenschaftsminister ausgezeichnet. Als mindestens ebenso große Ehre empfand er die Verleihung des Leo-Baeck Preises, den er 1982 vom Zentralrat der Juden in Deutschland erhielt.

Bernhard Brilling starb ein Jahr nach dem Interview, am 7. Juli 1987. In einer Würdigung seiner Kollegen aus Münster heißt es: »Sein Kenntnisreichtum und die unbegrenzte Bereitschaft, anderen daraus mitzuteilen, bleiben jedem, der sie einmal in Anspruch nehmen durfte, unvergessen. Auch der so bescheidene Mann, der kein Aufheben von sich machte, lebt in unserer Erinnerung fort. Dem Alltag stand der engagierte Forscher in einer Weise liebenswert unpraktisch gegenüber, wie wir es mit dem Bilde einer Gelehrsamkeit alter Schule verbinden.«

Auch für unser Thema »Heimatkunde. Juden – Nachbarn – Westfalen« sind die westfälischen Untersuchungen Brillings eine wichtige Grundlage – wir hoffen, dass die Ausstellung dazu beitragen wird, dass man den verdienstvollen Wissenschaftler noch lange in Erinnerung behält, auch in Westfalen und nicht nur in Jerusalem.

▪ *Iris Nölle-Hornkamp*

VOR DEM HOLOCAUST – EINBLICKE

NEUE MEDIEN

Sage keiner, er wissen genug über jüdisches Leben und Shoa, da gebe es

nichts mehr zu entdecken! Eine neue Website aus Hessen ist geeignet, das Gegenteil zu beweisen: Das Internetportal www.vor-dem-holocaust.de präsentiert Fotografien aus dem Alltagsleben jüdischer Menschen in ihren hessischen Heimatorten in der Familie, in der Schule, in der Nachbarschaft, in Sport- und anderen Vereinen, im Beruf, im religiösen Bereich und im öffentlichen Leben in der Zeit »vor dem Holocaust«. Es enthält aber auch Fotos zur nationalsozialistischen Verfolgung und zu den Reaktionen jüdischer Menschen auf die nationalsozialistische Bedrohung in Hessen.

Die Fotos – aus privater Hand gesammelt – können über Themen oder über die einzelnen Städte und Dörfer, über die Region eines Landkreises und auch über eine Hessen-Karte erschlossen werden. Auch ganze Familienalben sind hier präsentiert. Damit ergeben sich vielfältige Möglichkeiten einer ortsbezogenen pädagogischen Recherche und Bildungsarbeit. Für Lehrende in der schulischen und außerschulischen Bildung sind didaktische Vorschläge und weiterführende Literaturhinweise enthalten.

Die Seite wurde erarbeitet vom Pädagogischen Zentrum des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums in Frankfurt/Main. Und es ist kein abgeschlossenes Projekt – die Macher/innen suchen weitere Dokumente und Fotos, die publiziert werden können.

▪ *nong*

Odyssee zum Grab des Vaters

Vom unbändigen Drang der 72-jährigen Raissa Demjanowa

Als in den Morgenstunden des 6. August 2010 das Telefon klingelte und ich die Nachricht bekam, dass eine ältere Dame aus Russland um 5 Uhr morgens an der Dienststelle der Autobahnpolizei Schloß Holte-Stuckenbrock gestrandet sei, war mir noch nicht sofort klar, dass ich eine sehr außergewöhnliche Frau kennenlernen würde. Man muss wohl die Meinung von Susanne Lahr von der Neuen Westfälischen teilen, dass das Leben die unglaublichsten Geschichten schreibt. Denn Raissa war nach fünftägiger Reise quer durch Europa ohne vorherige Ankündigung, ohne Rückfahrticket, ohne Reiseproviant, ohne deutsche Sprachkenntnisse und kaum Geld (Rubel) aus der Republik Udmurtien westlich des Urals angereist. Ihr Ziel war das Grab des im Jahre 1909 geborenen und am 26. Februar 1942 im Stalag 326 (VI K) Senne verstorbenen Pavel Demjanow. Drei Jahre als war sie, als sie ihren Vater, der in den Krieg ziehen musste, zuletzt gesehen hatte. Bis heute hat sie noch die Briefe vom Vater, der aus Leningrad (seit 1991 Sankt Petersburg) schrieb, dass er die Heimat vermutlich nie mehr wiedersehen werde.

Alles fing damit an, dass ihr Sohn Semjon die Personalkarte von Pavel Demjanow im Internet recherchiert hatte. Schnell war für Raissa klar, dass sie nach Deutschland zum Grab des Vaters fahren würde. Es hat wohl einige Zeit gedauert, bis sie das Geld für ihre Reise zusammenhatte. Einen Großteil der Reisekosten, ungefähr 10.000 Rubel, hat sie in ihrem Heimatdorf gesammelt. Obwohl sie die Warnungen und die Ressentiments gegenüber Deutschen mehrmals hörte, sie solle nicht nach Deutschland fahren, denn sie würde nicht mehr wiederkommen und nicht gut behandelt werden, fuhr die zierliche Raissa mit einer kleinen Reisetasche los. So beschrieb sie Matthias Kleemann vom Westfälischen-Blatt: »Dabei sieht die kleine Frau aus wie eine Babuschka, die nur eben gerade mal von ihrer Küchenarbeit weggegangen ist: buntes Kleid und buntes Kopftuch, die Füße mit dicken Wollstrümpfen in Stoffschuhen«. Für Raissa war es selbstverständlich, dass sie zurükkkommen würde, schließlich müsse sich jemand um Haus und Hof kümmern. Auch auf die Frage, wo sie denn eventuell geschlafen hätte, antwortete Raissa sehr pragmatisch: »Unter einem Baum«. Wegen des noch zu beantragenden Visums war ihr erstes Reiseziel Moskau – alleine die Fahrt dorthin dauerte schon zwölf Stunden. Wenn ihr nicht drei völlig unbekannte Frauen bei der Beschaffung des Visums geholfen hätten, so Raissa, wäre die Reise schon im deutschen Konsulat in Moskau beendet gewesen. In diesem Zusammenhang sprach sie von ihren Schutzengeln. Nachdem alles für die Weiterreise geregelt war, ging es mit dem Bus von Moskau nach Bielefeld. Dort angekommen fuhr sie anschließend mit dem Taxi nach Schloß Holte-Stuckenbrock. Weil sie kein Deutsch kann, erklärten Mitreisende dem Taxifahrer, wohin sie wollte. Es ist wohl der Nachsicht des Taxifahrers zu verdanken, dass er Raissa nicht nur direkt zu der Autobahnpolizei fuhr, sondern auch gleich dort meldete. Nachdem mit dem Ordnungsamt und dem Sozialamt ganz unbürokratisch die Formalitäten der Rückreise geregelt waren und die Stadt Holte-Stuckenbrock die Kosten für Pension und Rückreise übernommen hatte, konnte Raissa endlich das eigentliche Ziel ihrer Reise aufsuchen.

Am nächsten Tag berichtete Matthias Kleemann vom Westfalen-Blatt über die fast unbeschreiblichen und emotionalen Momente: »Als sie den Friedhof betritt, übermannt sie der Schmerz. Erschüttert geht sie von Stein zu Stein, liest die Inschriften und klagt laut an. (…) Sie öffnet den Beutel mit Heimaterde und den Beutel mit Erde vom Grab der Mutter und verteilt den Inhalt. »Jetzt hat mein Vater endlich seinen Frieden. Ich bete, dass nie wieder Krieg herrscht.« (…) Von einem Busch bricht sie blühende Zweige ab, um den Strauß am Obelisken niederzulegen. Ein Foto von ihr vor dem Obelisken, das will sie noch haben, damit alle zu Hause sehen, dass sie wirklich da gewesen ist. Allen Beteiligten dankt sie überschwänglich. Jeder wird umarmt und geküsst. »Ich hätte nie geglaubt, dass ich hier so freundlich behandelt werde«, sagt sie.« Ergänzend dazu noch Susanne Lahr von der Neuen Westfälischen: »Ihre Tränen fließen jetzt: »Vater, du siehst mich?«, ruft sie. »Jetzt bin ich bei dir.« Raissa weint angesichts der vielen Grabsteine auch um die zahlreichen Kinder, die wie sie ihre Väter nie wiedergesehen haben. Brigitte Barz (eine Mitarbeiterin der Dokumentationsstätte, d. Verf.) tröstet sie, versucht die sehr bewegte Frau zu beruhigen. Ihr Leben lang habe sie gewünscht, sagt Raissa Demjanowa, dass ihr Vater, dessen Briefe aus Leningrad (Sankt Petersburg) 1941 das letzte Lebenszeichen waren, zurückkehrt. All die Jahre habe sie nicht gewusst, wo ihr Vater gestorben sei, die russischen Behörden hätten trotz zahlreicher Nachfragen nicht geholfen.« Diese Eindrücke lassen nur erahnen, welches Leid und welcher Schmerz hinter diesen emotionalen Gefühlsausbrüchen standen. Später erzählte Raissa noch, sie sei sicher, dass sie so wie ihre Mutter im Alter von 74 Jahren sterben werde. Deswegen sei sie umso glücklicher, dass sie vorher das Grab des Vaters gefunden und besucht habe. Am späten Nachmittag des gleichen Tages, besuchte sie noch einmal den Friedhof. Jetzt, ohne die Presse, nahm sie in Ruhe Abschied von ihrem Vater. Fast zwei Stunden blieb sie auf dem Friedhof und zündete mehrere Kerzen an. Noch am selben Tag, um 24 Uhr begann ihre Rückreise. Seit der Krieg vorbei ist, so erzählte Raissa, habe sie viel wegen des Vaters geweint. Aber das Weinen sei nun vorbei.

Auch wenn diese Beispiele in vielerlei Hinsicht Ausnahmen darstellen, zeigen sie besonders eindrucksvoll den schon mehrfach beschriebenen Wunsch des persönlichen Abschieds am Grab des Familienangehörigen. Zudem wird ebenso deutlich, dass das Bedürfnis nach Aufklärung der eigenen Familiengeschichte noch heute, 65 Jahre nach Kriegsende, vorhanden ist. Aufgrund der persönlichen Erfahrungen mit Angehörigen schließe ich mich Hans-Joachim Lang insofern an, als dass Familienangehörige Gewissheit haben wollen, »und wenn sie noch so schrecklich ist. (…) Manche Mütter und Väter hätten ihren Kindern tröstend hinterlassen, sie sollten auf sie warten. Und die Kinder wurden Erwachsene und warteten immer noch. Eine Frau, schon über 70, gestand mir, dass sie insgeheim und irrational, immer noch gehofft hatte, ihre Mutter könnte Auschwitz überlebt haben.« In etlichen Familien der Opfer sind die nationalsozialistischen Verbrechen noch bis heute präsent und in bestimmter Form prägend.

Die Erfahrungen des Krieges, der Verlust und die jahrelange Suche und Ungewissheit hinsichtlich des Schicksals des Vermissten sind insofern prägend gewesen, als dass heute der Wunsch nach Frieden und nach Aussöhnung im Mittelpunkt steht. Für viele Angehörige ist der Ort nicht mehr nur ein Ort des Grauens (»Der Name Stuckenbrock besitzt jedoch gerade wegen dieser Überlieferung in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion einen ähnlichen Klang wie Auschwitz für die Juden…«), sondern ebenso ein Ort des Gedenkens.

▪ *Oliver Nickel*

Auszüge aus:

Oliver Nickel: Eine lange Reise ans Grab des Vaters. Begegnungen mit Angehörigen sowjetischer Kriegstoter auf dem Ehrenfriedhof in Stukenbrock-Senne, in: LWL-Museumsamt (Hg.): Verwischte Spuren« Erinnerung und Gedenken an nationalsozialistisches Unrecht in Westfalen – eine biografische Suche, Münster 2011 (mit freundlicher Genehmigung von Autor und Herausgeber)

Schlaglichter

Johanna Eichmann Ehrenbürgerin von Dorsten: In einer Feierstunde am 12. Mai im Jüdischen Museum wurde der früheren Leiterin des Jüdischen Museums, Johanna Eichmann, die Ehrenbürgerschaft der Stadt Dorsten verliehen. Die Würdigung bezog sich vor allem auf ihre Leistungen beim Aufbau unseres Hauses (und ihre schulreformerischen Aktivitäten); die Laudatio hielt der Regierungspräsident Dr. Peter Paziorek.

Holzschnitt von Jacob Pins als Dauerleihgabe in Dorsten: Im Herbst 2008 zeigte das Jüdische Museum Westfalen in einer großen Sonderausstellung zahlreiche Holzschnitte des aus Höxter stammenden und 1936 nach Palästina/Israel geflüchteten Künstlers Jacob Pins. Nach der erfolgreichen Ausstellung bot das Jacob-Pins-Forum in Höxter dem Museum die Möglichkeit an, eine Arbeit als langfristige Leihgabe in der Ausstellung zu zeigen. Das Bild wurde nun dem Museum vom Vorsitzenden der Höxteraner Jacob-Pins-Gesell-

schaft, Dr. Dieter Schuler, dem Museum überreicht. Der farbige, 1975 entstandene Holzschnitt trägt den Titel »Ein Baum im Kidrontal«.

Vergessene Rekorde: Eröffnet am 11. September 2011, hat das Dorstener Museum die Ausstellung »Vergessene Rekorde« bis zum 30. Oktober in Dorsten präsentiert. Die Potsdamer Sporthistorikerin und Kuratorin der Ausstellung, Dr.

Jutta Braun, führte zur Eröffnung in ihre Themen ein. Im Zentrum der Schau stehen die Schicksale dreier jüdischer Leichtathletinnen: Lilli Henoch, Gretel Bergmann und Martha Jacob, ihr Weg vor 1933, in der Nazizeit, auch der Umgang von Sport und Gesellschaft mit den Überlebenden. Die Beispiele dieser Frauen stehen stellvertretend für die systematische Zerschlagung und Verfolgung jüdischen Lebens während der NS-Zeit.

»Angekommen?!« in Düsseldorf und Siegen: Im April 2011 wurde im Düsseldorfer Weiterbildungszentrum (neben dem Hauptbahnhof) unsere Ausstellung »Angekommen?! Lebenswege jüdischer Einwanderer« eröffnet. Aus diesem Anlass sprachen u.a. die Staatssekretärin des Ministeriums für Arbeit und Integration, Zülfiye Kaykin, die Ausstellungsmacherin Svetlana Jebrak, Herbert Rubinstein vom Landesverband der jüdischen Gemeinden Rheinland sowie eine der in der Schau Porträtierten, Elena Gubenko aus Gelsenkirchen. Im Rahmen der Jüdischen Kulturtage wurde dieses Angebot von Erzählcafés, Konzerten und Lesungen begleitet. – Das Aktive Museum Südwestfalen präsentierte die Ausstellung im September und Oktober, ebenfalls begleitet von mehreren Veranstaltungen.

Psalmen-Reihe: Im Herbst 2011 führten das Jüdische Museum und der Verein Altes Rathaus eine gemeinsame Veranstaltungsreihe zum Thema »Psalmen« durch. Mit mehreren Vortrag und Konzerten führten wir das Publikum – bei den Konzerten ansehnlich groß – in die Bedeutung der Psalmen für jüdische Religiösität und europäische Kulturgeschichte ein.

Neue Farbe: Seit Anfang September erstrahlt der Museums-Altbau in neuer Farbenfreude. Ein karminroter Anstrich hat das in die Jahre gekommene helle Gelb ersetzt. Der Museumsgarten wurde ebenfalls neu hergerichtet, nachdem sich das bauliche Umfeld schon vor 3 Jahren einschneidend verändert hatte.

Stadtrundgang in Dorsten: Mit Stadtführungen auf jüdischen Spuren begann einmal die Arbeit unseres Trägervereins in den 80er Jahren; diese Tradition wurde nun – in Zusammenarbeit mit der Stadtinfo Dorsten – wieder aufgenommen: Im Oktober 2011 zeigten sich mehr als 20 Teilnehmer/innen interessiert an diesem Experiment und erfuhren Unbekanntes aus der Geschichte ihrer Stadt. Dies spricht für ein Fortsetzung in lockerer Folge – bitte unser Programm beachten!